

Burgen
und Schlösser
in Bayern,
Österreich
und
Südtirol

ARX

2-1996





Die Denkmalpflege

Wissenschaftliche Zeitschrift der Vereinigung
der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland

- Denkmalpflegeinformationen aus erster Hand
- Überschaubar und griffig
- Aktuelles aus der praktischen Denkmalpflege
- Aufsätze zu theoretischen Fragen
- Zahlreiche Abbildungen, zum Teil in Farbe
- Viele Informationen für nur 48,- Mark im Jahr

Ich bestelle:

ein Probeheft **Die Denkmalpflege**

Abonnement(s) **Die Denkmalpflege**

Jährlich zwei Hefte für DM 48,- (zzgl. Porto DM 2,50 Inland; DM 4,- Ausland)

Name

Vorname

Straße

PLZ

Ort

Datum

Unterschrift

Garantie

Ich weiß, daß ich mein Abonnement innerhalb von 10 Tagen durch eine Postkarte widerrufen kann, die ich an den Deutschen Kunstverlag sende.

Bestellcoupon

**Bitte schicken Sie den Bestellcoupon
an folgende Adresse:**

Deutscher Kunstverlag GmbH
Postfach 19 03 54 · D-80603 München
Tel. 089/12 15 16-24 · Fax 12 15 16-16

Tafelbild:

Hartmann von Aue aus der Manessischen Liederhandschrift

4. Umschlagseite:

Links oben: Drüsentragendes Springkraut bei der Ruine Lichtenstein (Haßberge)

Rechts oben: Natternkopf und Beifuß bei der Plassenburg, Kulmbach

Links unten: Seifenkraut und Färbekamille, früher zum Waschen bzw. Färben von Textilien verwendet, bei der Ruine Homburg (Wemtal, nördlich Karlstadt/Main)

Rechts unten: Efeu an der Karlburg bei Karlstadt/Main; rechts kletternde Jugendform, links ältere blühende Efeupflanze

KOTAX

Versicherungssysteme

**unabhängiger
Versicherungsmakler**

Josefsgasse 10/1, 1080 Wien

Tel. 0222/407-39-68

Fax 0222/407-39-67

e-mail: a.kottulinsky @ magnet.at

KOTAX

Versicherungssysteme

INHALT

„Der Patinakrieg“

Die Restaurierung des Mausoleums Maximilians in der Hofkirche zu Innsbruck und der Streit für und wider dieselbe am Ende des 19. Jahrhunderts
Wolfgang von Klebelsberg 3

Die bauliche Sanierung und Adaptierung der Burg Naudersberg in Tirol

Nutzungsmöglichkeiten der Tiroler Burgen
Reinhard Rampold 9

Zum Namen Ostarrich

Helmuth von Fritzberg 14

1000 Jahre oder mehr?

Herwig Wolfram 16

Die Iwein-Wandbilder von Schloß Rodenegg

Volker Schupp 21

Die romanische Burg Hörberg (Podsreda)

Ivan Štepar 24

Für ein Projekt der Erinnerung

Überlegungen zur Dauerhaftigkeit von Gebäudem
Vittorio Magnago Lampugnani 27

Ergänzungen im Stadtbild Füssens – Der Luitpoldpark

Olivier Freiherr von Beaulieu Marconnay 32

Erstaunliche Pflanzenvielfalt in der Umgebung von Burgen und Burgruinen

Eleonore Hobenberger 35

Die Jagd im allegorischen Kontext und die pathetische Jagd

Hans Loinig 41

Berichte

Jahresversammlung des Südtiroler Burgeninstituts auf Schloß Ringberg 47

Jugendarbeit im Südtiroler Burgeninstitut 47

Seminare

Seminare des Österreichischen Burgenvereins . 49

Denkmalpflege

Hypo-Kulturstiftung – Denkmalpreis 1996 50

Historische Fußböden und Parkette 51

Ausstellung

Altstadt und Werbung 52

Buchvorstellungen

Yvain auf Schloß Rodenegg 53

Burgen – Symbole der Macht 53

Stadt-Burg-Festung 54

Burgen, Schlösser, Ruinen in Nord- und Osttirol 54

Fischer von Erlach und die Wiener Barocktradition 55

Der Adelsitz im Mittelalter 55

Bibliotheken 56

Burgen und Schlösser in Bayern, Österreich und Südtirol

Herausgeber:

Südtiroler Bürgerinstitut, Merkantilgebäude
Silbergasse 6, I-39100 Bozen

Österreichischer Burgenverein (Sitz Wien)
Schloß Parz, A-4710 Grieskirchen

Verein zur Erhaltung privater Baudenkmäler und
sonstiger Kulturgüter in Bayern e. V.,
Geitnerweg 12 A, D-81825 München

IMPRESSUM

Redaktion:

Dr. Bettina Nezahl, Amerlingstraße 15, A 1060 Wien
Petra Niclbiella M. A., D-95463 Bindlach

Dr. Ludwig W. Regele, Rafensteiner Weg 1,
I-39100 Bozen

Hauptschriftleitung:
Petra Niclbiella M. A.
Buchenweg 4, D-95463 Bindlach
Herstellung:

Athesiadruck – Graphische Betriebe
Weinbergweg 7, I-39100 Bozen
Eingetragen beim Landesgericht Bozen Nr. 6/80
vom 31. 3. 1980.

presserechtlich für den Inhalt verantwortlich
Dr. Ludwig Walthier Regele, I-39100 Bozen
Bezug:
Die Zeitschrift erscheint halbjährlich und ist bei den
Herausgebern, der Hauptschriftleitung und der
Buchhandlung Athesia, Bozen, zu beziehen.
Für die Mitglieder der herausgebenden Vereine ist der
Bezugspreis im jeweiligen Mitgliedsbeitrag inbegriffen.
Für namentlich gezeichnete Beiträge ist der Verfasser
verantwortlich.

Autoren:

Olivier Freiherr von Beaulieu Marconnay
Architekt, München

Dr. Helmut von Fritberg, Wildon

Dr. Eleonore Hohenberger
Botanikerin, Kulmbach

Wolfgang von Klebelsberg
Architekt, Bozen

Prof. Dr.-Ing. Vittorio Magnago Lampugnani
Lehrstuhl für Geschichte des Städtebaus
Eidgenössische Technische Hochschule, Zürich

Dr. Mag. Hans Loising
Wien

Dr. Reinhard Rampold
Landeskonservatorium für Tirol, Innsbruck

Univ.-Prof. Dr. Volker Schupp
Institut für Deutsche Sprache und Ältere Literatur,
Freiburg im Breisgau

Univ.-Prof. Dr. Ivan Stopar
Konservator i. R., Celje/Slovenien

Univ.-Prof. Dr. Herwig Wolfram
Institut für österreichische Geschichtsforschung, Wien

Editorial

In diesem Jahr ist die zweite Ausgabe der ARX kein Weihnachtshäft. Auch künftig werden wir uns bemühen, daß ARX in Frühjahr und Herbst statt in Sommer und Winter erscheint.

Als Lesestoff bieten wir diesmal „ostarrichi“ und die Frage, ob Österreich tatsächlich 1000 Jahre alt oder jung ist – ein geschichtswissenschaftlicher Diskurs.

Die Wanderung durch die Welt der Wandmalerei auf Südtirols Burgen wird mit dem Iwein-Zyklus auf Schloß Rodenegg fortgesetzt. Hartmann von Aue – einer der ganz Großen der deutschen mittelalterlichen Dichtung – hat den „Iwein“ wohl um 1205 fertiggestellt. Schon kurze Zeit danach entstehen die Fresken auf diesem Schloß unweit von Brixen (in Schmalkalden erst später). Es ist der besterhaltene romanische Profanzyklus, von großer Qualität, erst 1972 aufgedeckt, entstanden in einer Zeit überragender geistiger Blüte.

Aktuelle Sanierungs- und Forschungsprojekte an Burgen und andermorts sind Thema: Burg Ilörberg in Slowenien wird als Schulbeispiel für eine romanische Ministerialburg gedeutet. Nutzungsmöglichkeiten der Tiroler Burgen werden am Beispiel der Burg Naudersberg dargelegt. Die Neugestaltung des Luitpoldparks hat das Stadtbild Füßens ergänzt.

Ein Professor für Geschichte des Städtebaus geht mit den heute geltenden Zuständen um das Bauen, Sanieren und Restaurieren ins Gericht. – Bauen heißt Verantwortung übernehmen!

Die Pflanzenvielfalt in der Umgebung von Burgen und Burgruinen wird erstmals zusammenfassend dargelegt. Der sog. „Patinakrieg“ um das Mausoleum Maximilians in Innsbruck wird rütert. Und die „Jagd in der bildenden Kunst“ erfährt unter dem Motto „Allegorie und Pathos“ eine Fortsetzung.

Wir hoffen, für jeden Leser ist etwas dabei!

Die Redaktion

Hinweis: Das Inhaltsverzeichnis der Jahrgänge 1991–1995, in ARX 1/96, ist zum Herausnehmen und Mitbinden gedacht.

Abbildungen:

Tafelbild: Manessische Liederhandschrift, 3–8 Wolfgang von Klebelsberg; 9–13 Reinhard Rampold; 14, 15 Bayerisches Hauptstaatsarchiv, München; 17 Musée national du Moyen Age, Paris; 18, 19 Bayerische Staatsbibliothek, München; 21–23 Hubert Walder, Brixen; 24 r. Maja Crepinski; 25 Ivo Grisar; 26 Ivan Stopar; 27–31 Eidgenössische Technische Hochschule, Zürich; 32–34 Fähr v. Beaulieu; 35–40, 4. Umschlagseite, Eleonore Hohenberger; 41–46 Hans Loising; 50, 51 Hypo-Kulturstiftung; 52 u. Grasser, 52 u. argus.

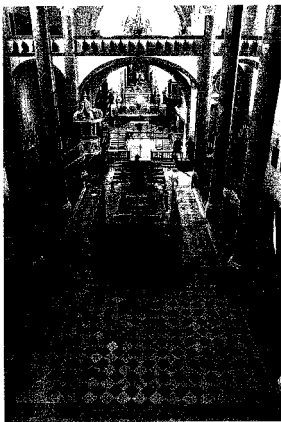
„Der Patinakrieg“

Die Restaurierung des Mausoleums Kaiser Maximilians in der Hofkirche zu Innsbruck und der Streit für und wider dieselbe am Ende des 19. Jahrhunderts

Wolfgang von Klebelsberg

Das Grabmal Kaiser Maximilians I. von Habsburg in der Hofkirche von Innsbruck aus dem beginnenden 16. Jahrhundert stellt eine Synthese von Persönlichkeitskult der italienischen Renaissance und der für Flandern typischen spätgotischen Konzeption des isolierten Totengrabbmals dar.¹⁾ Das Konzept des unvollständig gebliebenen Mausoleums umfaßte ein Grabmal, übertrag von der Statue des knieenden Kaisers, 24 Reliefs, seine ruhmreichen Unternehmungen darstellend, 40 monumentale Bronzestatuen der Vorfahren und Angehörigen sowie einige Figuren, die des Kaisers Idealvorstellungen verkörpern, 32 Halbbüsten und 100 Statuen, an den Wänden, Pfeilern und an der Empore angebracht, sollten die Heiligen des Habsburger Kaiserhauses darstellen. Das Grabmal Marias von Burgund, erste Gemahlin Maximilians, in Brügge war mit der vergoldeten Bronzestatue der Verstorbenen unverkennbar ein Vorläufer seines eigenen Mausoleums. Der Gedanke der Selbstverherrlichung, dargestellt durch den Aufmarsch der Vorfahren, fehlt diesen Grabmonumenten allerdings noch. Das Trauergeleite und der Stammhaum, Grundmotive der nördlichen Sepulkralplastik, wachsen im Maximiliangrab zu einem majestätischen Ahnenzug aus, wobei die Vorfahren Maximilians in ihren vorgestreckten Händen Kerzen halten sollten, welche noch bis zu den Trauerfeiern für Rudolf II. (1612) und Kaiser Mathias (1619) in der verdunkelten Kirche entzündet wurden und somit die Ahnen zu den Exequien der Nachfahren einluden. Um diese „Schwarzen Mander“²⁾, so die Bezeichnung der Statuen im Volksmund, wurde in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts der Patinakrieg ausgetragen.³⁾

Wie es oft geschieht, geht dem Anschein nach alles von einem doppeldeutigen Terminus aus: Jakob von Falke, Vizedirektor des Österreichischen Museums⁴⁾, im Oktober 1880 auf die aus unterschiedlichen Bronzelegierungen und gegossenen Statuen des Grabmals Maximilians I. in der Hofkirche in Innsbruck aufmerksam geworden, äußerte den Wunsch, diese wieder „in ihrem vollen Glanze“ erstehen zu sehen. Es sei hier kurz bemerkt, daß der Auftrag zur Erstellung der „Bronzefiguren“ des Maximilianischen Grabmonuments an verschiedene Künstler wie dem Münchner Maler Glig Sesselschreiber, dem Nürnberger Peter Vischer, dem Innsbrucker Jörg Kölderer und anderen übertragen wurde. Aufgrund der langen Entstehungs-



Gesamtansicht:
Standpunkt Orgelempore

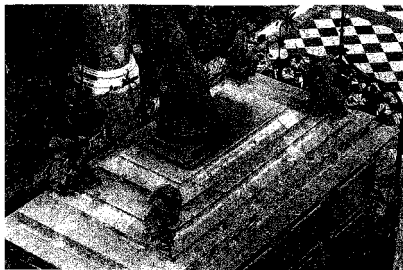
zeit (80 Jahre 1503-83) der außergewöhnlich großen Grabplastik – Kaiser Maximilian erlebte die Fertigstellung nicht und liegt in Wiener Neustadt zu Grabe – mußten immer wieder Künstler beauftragt werden, dementsprechend wurden die Statuen von verschiedenen Gießern in unterschiedlichen Legierungen von Kupfer mit Zinn oder mit Zink in wechselnden Verhältnissen je nach Gebrauchszweck und nach Gießerei erstellt. „Zur modernen Statuenbronze“: Die nur aus Kupfer und Zinn bestehende antike Bronze hat mehrere Übelstände, die ihre Verwendung im Kunstguß erschweren; sie schmilzt sehr schwer, wird wenig dünnflüssig, beim Erstarren scheiden sich leicht Legierungen von verschiedener Zusammensetzung aus, wodurch das Ausschichten der Gußstücke benachteiligt und die Entstehung einer gleichmäßigen Patina verhindert wird; ferner ist sie schwer zu zerschneiden. Alle diese Übelstände lassen sich durch eine Abänderung der Zusammensetzung vermeiden, und es werden daher zu allen in der Neuzeit ausgeführten Gußwerken Legierungen verwandt,

¹⁾ Heinrich Hammer, „Die Kunst in Tirol, Band XI, Die Erzbilder des Maximiliangrabes in Innsbruck“, Hölzel & Co. Wien, o. D. ²⁾ „Mander“ bedeutet im Lokalkollikt „Minner“ und drückt das Konzept eines starken und robusten Mannes aus. Die Kirche selbst, die „Franziskaner Hofkirche“ wird von den Bewohnern Innsbrucks „Schwarzmanderkerche“ genannt.

³⁾ „Der Patina Krieg, Die Restaurierung des Maximiliangrabes in Innsbruck und der Streit für und wider dieselbe. Aktenmäßig dargestellt von Arnold Bussen“, Innsbruck, Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung 1883, beschreibt den kuriosen Konflikt und diente als Grundlage für diesen Aufsatz.

⁴⁾ Wurzbach, Biographisch-statistisches Lexikon des Kaiserthums Österreich, Wien, Verlag der k. k. Hof- und Staatsdruckerei. 1857/1899.

Der Knotaph mit Kaiser Maximilian und den vier Kardinalnägeln – modelliert 1569 von Alexander Colin, gegossen



1570 von Hans Lendenstreich aus München. Das Bildnis des Kaisers, modelliert von Alexander und Abraham Colin, gegossen 1583 von Ludwig de Duca (Gellan der von Jörg Schmidhammer nach Zeichnung Malers Paul Traibl. Weißmarmorne Reliefs, gemeißelt 1561 von den Bildhauern Bernhard und Arnold Ahel aus Köln nach Zeichnung von Florian Abel.

in denen das Zinn zum großen Teil durch Zink ersetzt ist. Eine Kupferlegierung von 10–18% Zink und 2–4% Zinn hat eine schöne rötlichgelbe Farbe, wird so dünnflüssig, daß sie selbst die feinsten Tei-

le der Form gänzlich erfüllt, ist für die Bearbeitung genügend zähe und nimmt an der Luft eine schöne Patina an. Ein größerer Zinngehalt macht die Bronze zu spröde, bei größerem Zusatz von Zink verliert sie ihre schöne Farbe und erhält eine zu grüne, rauhe Patina. Ein Zusatz von Blei läßt die Bronze leichter bearbeiten, erzeugt aber, wenn zu reichlich, Fleckenbildung ...¹⁾ Die Einzelteile wurden vor Ort verlötet. Die Skulpturen aus dem 16. Jahrhundert – von denen König Theoderich und König Artus dem großen Peter Vischer aus Nürnberg zugeschrieben werden – präsentierten sich dem Blick der Besucher in jener Farbe (Patina), welche die stille Wirkung der Zeit mit sich bringt und die sich im Laufe der Jahrhunderte gebildet hatte.

Der Wunsch von Falkes, die Figuren „In ihrem vollen Glanz“ zu sehen, kann bei Bronzefiguren zu gefährlichen Mißverständnissen führen und je nach Auslegung verstehen wir darunter entweder die blank polierte, glänzende Oberfläche eines Metalles oder die jahrhundertealte Patina, die unter den Staub- und Rußablagerungen einer Kirche verborgen war und freigelegt werden kann.

In das Spiel zwischen literarischer und figuraler Interpretation der Worte des illustren Historikers und Hofrates v. Falke mischt sich Alois Kolb ein, „Hoflakirer“ von Beruf und nicht Restaurator, der im Jänner 1882 nach Tirol in die Hofkirche beordert wird und in der Restaurierungsarbeit eine lukrative Tätigkeit wittert; er erhält den Auftrag erstaunlicherweise zu einem Pauschalpreis pro Statue, wodurch von vornherein die aufwendigen aber unerschließlichen Untersuchungen und Vorarbeiten ausgeschlossen waren. In der Tat wählt und verwendet

Kolb jene Chemikalien und Vorgangsweisen, die nach dem damaligen Stand der Technik eine raschestmögliche Reinigung gewährleisten: Ätznatron, Wasserglas und stellenweise sogar Schmirgelpapier. Auf die diesemassen entlösten Statuen beabsichtigte er eine glyzerinhaltige Lasur aufzutragen. Somit präsentierten sich die bis zu diesem Zeitpunkt bearbeiteten Statuen in ihrer inhomogenen Farbigkeit und Materialbeschaffenheit. Wie man weiß, war diese radikale Vorgangsweise damals nichts Außergewöhnliches, und das Ätznatron blieb, auch bei namhaften Restauratoren, bis in die Mitte unseres Jahrhunderts ein anerkanntes Lösungsmittel.²⁾

Aber am Dreikönigstag im Jahr 1882 erscheinen einige Innsbrucker Kunstliebhaber in der Hofkirche, angezogen von der Tätigkeit Kolbs. Zutiefst erschrocken über den Zustand, in dem sich die ersten gereinigten Statuen darbieten, verbreiterten sie sogleich die Kunde unter den Stadtvätern. Es bildet sich die „Innsbrucker Opposition“: Sie erhebt die Anklage, daß unter dem hochtönenden Anspruch von Restaurierung ein barbarischer Akt von Vandalismus vollzogen würde und stellt die corpora delicta sicher, die bei den Statuen gefunden wurden: Schmirgelpapier und ein Schwamm, der sofort einer chemischen Analyse in den Laboratorien der Universität durch Dr. Senhofer zugeführt wird. Die Untersuchung ergibt das Vorhandensein von Natriumkarbonat, als Umwandlungsprodukt von Ätznatron, weiters Spuren von Zink und Kupfer und Schmirgelsand. Zur Klärung des Falles wurden, unter anderem, folgende Personen hinzugezogen: der Professor für Architekturgeschichte der Universität, Hans Semper (Sohn des großen Architekten), der Professor für Geschichte, Arnold Busson, und eine gemischte Gruppe von Bildhauern, Altertumsforschern und Architekten, unter ihnen Natale Tommasi, der später ein Restaurierungsprojekt für die Chiesa dell'Inviolata in Riva ausarbeiten wird, das jedoch den Unmut von Alois Riegl hervorrief.³⁾

Die Opposition beantragt und erreicht daraufhin die Unterbrechung der Restaurierungsarbeiten und wendet sich an Wilhelm Lübke, Professor für Architekturgeschichte am Polytechnikum von Stuttgart, der als bester Kenner des Maximilian-Grabmals gilt und mit seinen Erklärungen gegen das „Restaurierungsfieber“ und mit seiner massiven Kritik an der neugotischen Veränderung der Frauenkirche von München, in einflussreicher Übereinstimmung mit John Ruskin, einen hohen Rang unter den Verteidigern kunsthistorischen Patrimoniums errungen hat.⁴⁾

Aus Wien entsendet das k. k. Obersthofmeisteramt – die Innsbrucker Hofkirche ist Privateigentum des Kaiserhauses und untersteht somit nicht dem Staat – Doktor Albert Hg, „Kustos und provisorischer Direktor der kunsthistorischen Sammlungen des All-

¹⁾ Brockhaus Konversations-Lexikon, 14. Auflage, 3. Band, Leipzig, Berlin, Wien 1898, S. 376.

²⁾ Mauro Pelliccioli gab Ätznatron als eine der vier Reinigungsstechniken eines Kunstwerkes an.

³⁾ Stadtmuseum und Archive, Riva del Garda, Inviolata, Brief vom 23. April 1904 des Präsidenten der k. k. Central Commission, J. A. von Helfert an den Kultusminister, welcher fast vollständig den Kommentator Riegls beibehält.

⁴⁾ Allgemeine Deutsche Biographie, Leipzig, Danker und Humblot, 1906. Der Text über die Frauenkirche ist in Norbert Knapp „Die Restaurierung der Münchner Frauenkirche im XIX. Jahrhundert“, in der Zeitschrift Luitpold-Daule, München 1972 wieder abgedruckt.

lerhöchsten Kaiserhauses" nach Innsbruck. Ilg, reelle Figur, obwohl er ebenso einer Episode des „Mannes ohne Eigenschaften“ entsprungen sein könnte, ist ein noch junger Wissenschaftler, Schüler von Rudolf Eitelberger und einer der frühesten Verteidiger des Barocks.⁷⁾

Anfänglich scheint Ilg keineswegs erschüttert von der Handlungsweise des Kolb und stützt sich auf die Auffassung, daß man sich bei der Restaurierung von Denkmälern nicht auf eine romantische, gefühlsmäßige Betrachtungsweise zu beschränken habe, sondern es gelte, den Werken ihren Originalzustand wiederzugeben: Es sind dies die üblichen Argumente der akademischen Geschichtswissenschaftler des 19. Jahrhunderts gegen die Romantiker, gegen das Pittoreske, gegen den ge-



Theodebert von Burgund (r.) und Ernst der Eiserne (Entwurf Gilg Sesselschreiber) vor dem knienden Kaiser



Links: König Artus aus der Werkstätte Peter Vischers von Nürnberg (1513). Rechts Theodebert von Burgund, gegossen von Peter Löffler nach Entwurf von Gilg Sesselschreiber.

verschiedenen Metalle hätten deshalb nach der Erstellung einheitlich vergoldet werden müssen; er verweist auf das Beispiel des Grabmals der Maria von Burgund und diesbezügliche Dokumente, die jedoch nie vorgelegt wurden. Als Ilg dann bemerkt, daß auf den „gereinigten“ Teilen Flecken bleiben – die er als Reste der Patina sieht – verweist er auf eine Reinigung von 1816, die eine ungleichmäßige Entfernung der Patina zur Folge gehabt hätte. Nach einer daraufhin durchgeführten Probe an einem dieser Flecken, die ergab, daß das Atznatron offensichtlich eine vollständige Entfernung bewirkte, weicht er – für die damals Anwesenden ebenso wie aus heutiger Sicht unverständlich – auf die Behauptung aus, die Patina wäre nicht gleichmäßig verteilt gewesen.

Die Ungewißheit über die Beschaffenheit der Patina steigert sich noch durch das weitere Verhalten Kolbs: Der behauptet zunächst, es wären zwei Schichten Ölfarbe vorhanden gewesen; später reduziert er diese auf eine dünne Schicht Ölfarbe mit Graphitpulver und Wachs. Er gibt den Gebrauch von schädlichen Lösungsmitteln und Schmirgelpapier zu, Tatsachen, die Ilg in der Folge zu verneinen gezwungen sein wird. Sichlich in Verlegenheit gebracht, weiß der Kustos der Kunstsammlungen des Kaiserhauses keine andere Lösung, als die Unterbrechung der Arbeiten zu bestätigen; damit stellte er die Opposition zwar einerseits zufrieden, machte sie aber auch mißtrauisch. Er scheint vor allem darauf bedacht, die Polemik zum Verstummen zu bringen, und er erhält vor seiner Abfahrt nach Wien sogar die Zusicherung, daß der geplante Lokalausgleich des Prof. Lübke aus Stuttgart unterbleiben würde.

Die Tiroler „Kunstliebhaber“ beschäftigten sich vor allem mit der Frage, ob eine Restaurierung, und ganz besonders eine Restaurierung dieser Art, überhaupt notwendig sei. Ihre Argumente waren gut fundiert und schwer widerlegbar: Sie erhoben

fürchteten Ruskin. Der Begriff „Patina“ versetzt ihn jedoch in Unsicherheit und inspiriert ihn zu einer widerspruchsvollen Verhaltensweise: Trotz der Kenntnis, daß sich auf Bronze und Kupfer jene Karbonatisierungsschichten bilden, die die Oberfläche passivieren (was man heute als Edelpatina bezeichnet), bestätigt er – als erste Rechtfertigung einer Verteidigung –, daß der „Hoflakirer“ dies respektiert hätte; mehr noch, er verflucht die Auffassung, daß die Statuen, von den Staubkrusten befreit, in neuem Licht erglänzten. Im Erkennen jedoch, daß die „gereinigten“ Statuen keinerlei Bestätigung für diese These bieten, weicht er auf das Argument aus, daß die Patina zum Zeitpunkt der Ausführung ein nicht vorgesehener Effekt war: Die

⁷⁾ Österreichisches Biographisches Lexikon, Böhlau, Graz und Köln, 1957.

Rechts: Zimburgis von Masovien, Gemahlin Ernst des Färners. Die spätgotische Flachenzertwühlung in meisterhafter Ausführung.



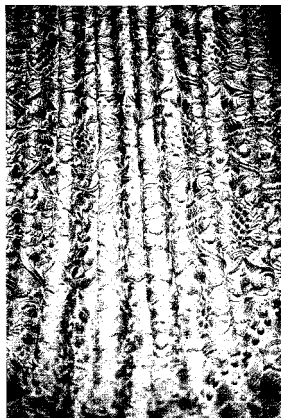
Links: Zimburgis von Masovien (r.) (Entwurf Gilt Sessel schreiber) und Margarete von Österreich aus der Werkstatt Stephan Godts



eine Seite vor allem den Vorwurf des Fehlens entsprechender Voruntersuchungen, die Aufschluß über die Natur der schwarzen Schicht – der Patina – gebracht hätten, die vielleicht sogar die Verfechter der „Reinigung“ überzeugt hätten. Andererseits

bewirkte das Fehlen einer künstlerischen Leitung sowie das Ausbleiben von Anleitungen für den Ausführenden – dessen Fähigkeiten als Hoflackierer mehr in gewandten Umgang mit Farben lagen und der aufgrund eines unzweckmäßigen Vertra-

Rechts: Zimburgis von Masovien, Nahaufnahme des Faltenwurfes



Links: Margarete von Österreich, Nahaufnahme des Gewandes



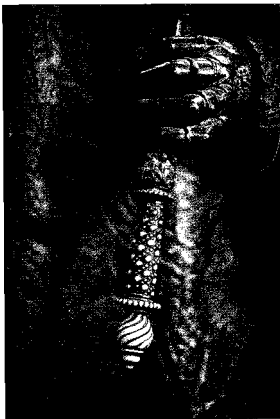
ges zu einem kostengünstigen Verfahren gezwungen war – in Anbetracht der heiklen Restaurierung keinen geeigneten Schutz vor Mißgriffen. Der „Innsbrucker Opposition“ entging in der Folge auch nicht der korrosive Langzeiteffekt des Ätznatrons, für den die unmittelbare Bildung von Grünspan, das bekannte, instabile und giftige Kupfersulfat, bereits ein Indiz war. Als Alternative wurde eine sorgfältige Reinigung mit nur warmem Wasser vorgeschlagen.

Nach Wien zurückgekehrt, greift der „provisorische Director“ seine Argumentation neuerlich auf und sucht sich in Tageszeitungen mit persönlichen Attacken und durch bürokratische Verteidigung der begonnenen Vorgangsweise aus der Affäre zu ziehen. Zu seiner und des „Hoflakirers“ Verteidigung interveniert zusätzlich ein augenscheinlich bekannter „Anonymus“. Die angeschlagenen Töne sind aggressiv, der Disput hatte mittlerweile die sachlichen Grenzen längst gesprengt als Folge von Voreingenommenheit und Animosität, deren sich offenbar auch gebildete Menschen des 19. Jahr hunderts nicht zu enthalten vermochten.

Die Reaktion aus Innsbruck ließ nicht auf sich warten, sie war zurückhaltend aber fest: Außer technischen Einwendungen wurden auch Prinzipien geltend gemacht. Es wird die bürokratische Kompetenzverteilung angegriffen und auch die Art der gesetzlich definierten Zugehörigkeit sowie die ideelle Zugehörigkeit der Denkmäler zum Ort und seiner Kultur, die durch sie zum Ausdruck kommt. Klugerweise, um der Anschuldigung, die Spuren einer oberflächlichen Verwitterung als geschichtliche Präsenz verteidigen zu wollen, zu entgehen, pflichten die Innsbrucker der Legitimität der Instandhaltung und Pflege bei, prangern aber die radikale Reinigung als Rückkehr zum Ursprünglichen oder zum Originalzustand als Geschichtsfälschung an. Diese hätte auch den ästhetischen Nachteil der Bloßlegung von Unvollkommenheiten mit sich gebracht.

Das k. k. Oberhofmeisterramt sah mit großem Mißmut die Arbeitsunterbrechung und in ihr wohl auch den sich öffnenden Riß im Ansehen der Autorität, als Abhilfe entschied das Amt im März die Einsetzung einer Kommission von zehn Mitgliedern, die alle wissenschaftlichen Kompetenzen übertragen bekam: von der Kunstgeschichte zur Chemie, von der Archäologie zur Bronzezüßtechnik; auch Ilg wurde nominiert, um eine allzu offenkundige Mißbilligung zu vermeiden.

Ein latenter Kompetenzkonflikt bestand auch innerhalb der Zentralverwaltung: Die Zuständigkeit der allmächtigen Zentralkommission mußte sich auf das Eigentum des Kaiserhauses ausdehnen, was angesichts des institutionellen Reglements und dessen Veränderungen, wie vom Kaiser persönlich gewollt, problematisch war.²⁹⁾ Der Präsident Alex-



Szepter Leopolds des Heiligen



Eleonore von Portugal, Werkstatt Gilg Sesselschreiber. Falte am Gewand, verschiedene Färbungen von Patina.

ander von Helfert machte es sich leicht, mit der Erklärung außerhalb der Diskussion zu stehen. Die Möglichkeit einer diplomatischen Lösung zeichnete sich ab durch einen Artikel in den „Mittheilun-

²⁹⁾ Walter Frodl „See und Verwirklichung. Das Werk der staatlichen Denkmalpflege in Österreich“, Böhlau, Wien, Graz, Köln 1988, S. 76.

gen", verfaßt von Rudolf Eitelberger von Edlberg, der damals außer Frage stehenden Autorität auf dem Gebiete der Kunstgeschichte, aufgrund seiner Verdienste quasi ein Monument und fast ein Mitglied der großen Staatskonstruktion. Die Auswahl der Nominierungen für die Kommission entsprang seinen Überlegungen und Ratschlägen.



Damentrauergeleite:
v. l. n. r. Künigunde
(Schwester Maximilians), Eleonore von
Portugal (Mutter Maximilians), Maria von
Burgund (erste Gemahlin Maximilians)

In seinem Artikel polemisierte Eitelberger mit den Tirolern, indem er sie des übertriebenen Patriotismus beschuldigte, weil sie das Grabmal Kaiser Maximilians quasi als ihr Eigentum betrachteten, nicht zuletzt deshalb, weil sie die Arbeiten Tiroler Gießern zuschrieben und darüber hinaus vergaßen, daß das Monument zum Privatbesitz des Allerhöchsten Kaiserhauses gehörte. (Bezüglich des Denkmalzyklus waren sich jedoch alle Kenner und Liebhaber der deutschen Kunst der Frührenaissance einig über die sich ergebenden Fragen.) Er drehte damit das Argument der Opposition über den Allgemeinbesitz der großen Kunstwerke um, indem er behauptete, diese Auffassung wäre in maßgeblichen Kreisen bereits seit Jahrzehnten gang und gäbe.

Im Rückblick die Angelegenheit zusammenfassend, wirft Eitelberger eine grundlegende Frage auf: Wer kann den Auftrag zur Restaurierung von Bronzefiguren erhalten, wobei feststeht, daß der Besitzer der einzige ist, der die Erlaubnis dazu erteilen kann. Als Beauftragte kämen seinem Dafürhalten Chemiker mit ausreichenden Kenntnissen über die Gußtechnik und die Fragen der Patina, oder auch

Bildhauer oder andere Spezialisten mit einschlägigem und belegbarem Fachwissen in Frage. Ihrem Urteil mußten sich die Kunsthistoriker unterordnen, wenn auch in einem solchen Fall Fragen im Spiel sind, die eigentlich ihr Sachgebiet betreffen. Nach Auffassung des großen Wieners, der die Tücken seines Metiers kennt, ist es wichtig, daß der Historiker die ästhetische Beurteilung nicht überhand nehmen läßt, eine solche wäre subjektiv und würde die „Strömungen des Zeitgeschmacks“ widerspiegeln¹¹⁾

Für die Kultur des 19. Jahrhunderts bleiben die Naturwissenschaften die über alle Unsicherheit erhabene Grundlage, und wenn die Bemerkungen Eitelbergers das Riegl'sche Konzept vom „relativen künstlerischen Wert“ ins rechte Licht rückt, so haftet der ablehnenden Haltung gegenüber der Anerkennung einer tragenden Rolle der Kunstwissenschaft in Belangen der Erhaltung und Restaurierung von Kunstschatzen (doch) einiges Mißtrauen gegenüber dem an, was nicht geschichtswissenschaftlich erwiesen ist.

Es kann nicht erstaunen, daß die Kommission unter diesen Voraussetzungen, weit entfernt von der Fällung einer Entscheidung, ihre Zuflucht in sterile Parität nimmt. Die eine Hälfte der Mitglieder tritt für die Restaurierung ein, die andere tadelt sie und empfiehlt die Fertigstellung der bereits in Reinigung befindlichen Statuen und möchte jeden weiteren Eingriff an den übrigen verhindern. Die Unsicherheit steckte auch den armen Kolb an, der zwar zu seiner eigentlichen beruflichen Einstellung zurückgefunden hatte, der aber die gereinigten Statuen durch Planen den Blicken entzog und nun auf einigen eine künstliche Patina auftrug, nachdem er ihnen Monate zuvor sozusagen die echte Haut abgezogen hatte. Das Bildnis Maximilians und die allegorischen Figuren auf dem Grabmal wurden in dem reduzierten Zustand, in den sie durch die „Reinigung“ versetzt worden waren, belassen. Es galt, unter allen Umständen die Restaurierung raschestens abzuschließen.

Die Volksmeinung stellte ebenso ironisch fest, daß die Restauratoren angesichts einer gemutmaßten Farbschicht – die ja zu keinem Zeitpunkt chemisch analysiert worden war – nichts anderes zustande gebracht haben, als die Statuen durch eine neue Farbschicht, oder Patina, zu bedecken, nachdem dieselben Restauratoren sie ihrer authentischen Patina beraubt hatten.

Die höhere Meinung besiegelte indessen das Geschick mit einer Erhebung in die Sphäre der Musik und Poesie: Der Hofrat Hans Hausotter komponierte ein Melodram „die Edelpatina oder Glück und Untergang der Schwarzen Mander“, in dem er den Bronzefiguren Stimme verleiht, die dann ihre – sehr sarkastischen – Meinungen zu den jüngsten Wechselfällen zum besten geben.¹²⁾

¹¹⁾ Mitteilungen der k. k. Central Commission ... 1882, NF VIII, S. 29–31.
¹²⁾ Hans Hausotter, „Die Edel-Patina“ oder „Der Schwarzen Mander Glück und Ende“, Innsbruck, Felician Rauch, 1882.

Die bauliche Sanierung und Adaptierung der Burg Naudersberg in Tirol

Die Nutzungsmöglichkeiten der Tiroler Burgen

Reinhard Rampold

Eng mit der geopolitisch bedeutsamen Lage Tirols am Schnittpunkt der großen Nord-Süd- und Ost-West-Verkehrswege über die Alpen hängt auch die große Anzahl heute noch existierender bzw. historisch nachweisbarer Burgen und Ansitze (275) zusammen, von denen derzeit rund 110 (das sind etwa 40 %) noch bzw. wieder (die Zahlen beziehen sich auf Gesamt-Tirol) bewohnbar sind.¹⁾

Während die als Ruinen überkommenen Burganlagen und Ansitze heute im Rahmen einer von der Kulturabteilung der Tiroler Landesregierung initiierten und durch Bundes-, Landes-, Gemeinde- und Privatmittel unterstützten sogenannten „Ruinenaktion“ unter Berücksichtigung neuester denkmalpflegerischer Erfahrungen konserviert werden (Ruine Rabenstein in Virgen, Ruine Kropfsberg in Reith im Alpbachtal, Burg Rattenberg, Ehrenberger Klause bei Reutte), gibt es eine große Bandbreite an Nutzungsmöglichkeiten für erhaltene Burganlagen. Sie reicht von einer überwiegend musealen, teilweise durch einen kleinen Gastronomiebetrieb ergänzten Nutzung (Burg und Festung Kufstein, Burg Frundsberg in Schwarz, Schloß Ambras bei Innsbruck, Burg Landeck, Schloß Bruck bei Lienz) über rein gastronomisch genutzte Objekte (Schloß Lebenberg in Kitzbühel, Schloß Münichau in Reith bei Kitzbühel), profanen und sakralen Wohnzwecken dienende Anlagen (Burg Mariastein, Burg St. Petersberg bei Silz bzw. Schloß Tratzberg bei Stans, Burg Klamm in Obsteig und Schloß Lengberg bei Nikolsdorf) bis zur gemischten Nutzung (wie etwa Burg Naudersberg, Burg Berneck in Kauns, Burg Friedberg bei Volders, Burg Hasegg in Hall und Burg Matzen in Reith im Alpbachtal).

Historische Anmerkungen zur Geschichte der Burg Naudersberg

Geschichtlich gehört das Gebiet von Nauders mindestens seit dem 10. Jahrhundert zur Grafschaft Vinschgau, das Dorf Nauders ist spätestens seit 1273 Sitz eines voll ausgebildeten landesfürstlichen Gerichts, dessen Zuständigkeitsbereich bis 1652 nicht nur das Unterengadin zwischen Martinsbruck und Pontal bei Zermz einschloß, sondern bis 1919 über den Reschenpaß bis zum „Langen Kreuz“ (Paß Crusch) reichte. Nach Stolz lag der Schwerpunkt des Gerichts ursprünglich nicht in Nauders,



Burg Naudersberg,
Ansicht von Süden,
Zustand 1990

sondern in Tarasp, weshalb die edelfreien Herren von Tarasp im 10. bzw. 11. Jahrhundert auch die Gerichtsbarkeit über das Gebiet von Nauders ausgeübt hatten, bevor sie diese an die Herren von Wanga-Burgeis übertrogen.²⁾ Obwohl erstmals 1239 Ilcrrn von Naudersberg als Dienstmännern der Tiroler Grafen erwähnt sind und sich bereits 100 Jahre vorher ein Ministerialengeschlecht nach dem Dorf benannte, ist die Anlage der Burg Naudersberg eine verhältnismäßig späte, auf den Anfang des 14. Jahrhunderts zurückgehende Gründung, 1325 erstmals urkundlich nachgewiesen, diente Naudersberg als tirolisch-landesfürstliche Gerichtsburg, die stets als Pflege, von 1503 bis 1780 auch als Pfand vergeben wurde und erst 1919 ihre Bedeutung als Sitz staatlicher Behörden einbüßte.³⁾ Auch nach dem Ende der Monarchie fand Naudersberg als Amtsgebäude, Wohnobjekt und zuletzt auch als Jugendferienheim Verwendung und ging 1978 aus dem Besitz der Republik Österreich an das Land Tirol über, bevor es 1980 von der aus Nauders gebürtigen Hoteliersfamilie Köllemann zu einem symbolischen Preis von 100.000 Schilling mit der Verpflichtung, noch im selben Jahr 450.000 Schilling für Erhaltungsmaßnahmen zu investieren, erworben wurde.

Beschreibung der Burganlage

Die auf einem niederen Hügel südlich des Dorfes gelegene Burg bestand ursprünglich nur aus dem auffallend kleinen Bergfried und dem südlich gelegenen Palas, die mit Ringmauern einen freien Hof umschlossen und eine regelmäßige Anlage bildeten. Auf Grund seiner erhöhten strategischen Bedeutung als Grenzfeste gegen die Schweiz wurde

¹⁾ Magdalena Hörmann-Weingartner, Städtler Burgen und Ansitze im Wandel der Zeit, in: ARX, Hef. 1/1995, S. 458.

²⁾ Oswald Trapp, Tiroler Burgenbuch, Bd. 1, Vinschgau, Bozen 1972, S. 17.

³⁾ Josef Weingartner und Magdalena Hörmann-Weingartner, Die Burgen Tirols, 3. Auflage, Innsbruck-Wien-München 1981, S. 134.

Naudersberg unter Erzherzog Sigismund und Kaiser Maximilian stärker bewehrt und mit einer zweiten, mit zwei Rundtürmen versehenen Ringmauer ausgestattet. Unter dem Pfleger Jakob Khuen (1535–1543) erfolgte der Bau eines Rondells und eines weiteren Vorwerks mit Mauerturm und südseitigem Tor. Auch im Inneren der Burg war bereits im 15. Jahrhundert der Palas zur Ringmauer hin erweitert worden, im zweiten Viertel des 16. Jahrhunderts entstanden die Arkaden und Logengänge im Hof.

Charakteristisch für die späte Entstehungszeit der Burg ist die geringe Dimensionierung des Bergfrieds, der nur noch durch seine Situierung in der Westecke der Anlage, an der am meisten gefährdeten Stelle, an seine ursprüngliche Funktion erinnert. Die Mauern des über einen annähernd quadratischen Grundriß im Ausmaß von 7 mal 7 Metern errichteten Bergfrieds sind nur 15 Meter hoch und überragen somit kaum die anschließenden Mauern der Burg. Der ursprüngliche Turmeinstieg befindet sich in der dem Burghof zugekehrten Südostwand des zweiten Obergeschosses, der heutige Zugang zum im Erdgeschoß befindlichen Verlies entstand erst in späterer Zeit. Auch die große Anzahl der Geschosse und das flache Satteldach sind auf spätere Umbauten zurückzuführen, im Zuge derer man auch die einzelnen Turmgeschosse durch Mauerdurchbrüche von angrenzenden Burgteilen her erschloß und für Wohnzwecke bzw. für Arrestzellen adaptierte.¹⁾

Der an der Südostseite der Anlage gelegene, 19 mal 11 Meter große Palas weist ein hohes Erdgeschoß und zwei niedrigere Obergeschosse auf und wurde in maximilianischer Zeit mit einer 5 Meter hohen Mantelmauer aufgestockt und mit einem Pultdach versehen. Die Erschließung des Palas erfolgt heute durch einen in die Südecke des Burghofes eingestellten Treppenturm, der auch die Verbindung zu den zwei zeitgleich erbauten, entlang der alten Südwest-Ringmauer verlaufenden Arkadengängen im ersten und zweiten Obergeschoß ermöglicht.

Das in unmittelbarer Nähe des Bergfrieds in der Mitte der alten Südwest-Ringmauer gelegene rundbogige Burgtor zeigt noch sein ursprüngliches Steingewände und kann durch ein mit Eisenplatten beschlagenes Tor mit hochliegendem Mannloch verschlossen werden.

Bedingt durch das Aufkommen neuer Feuerwaffen und die Bedrohung Westtirols seitens der Engadiner, sah man sich in Naudersberg zwischen 1473 und 1542²⁾ gezwungen, die als nicht ausreichend angesehenen Wehranlagen zu modernisieren und zu verstärken. Wohl noch in sigmundianischer Zeit dürfte die Ringmauer um die alte Burg angelegt und mit zwei Rundtürmen an der Nordost- und Ostecke versehen worden sein. Der zwischen 3

und 5 Meter breite Zwischenraum des dadurch entstandenen Zwingers wurde in späterer Zeit, als die Burg ihren Wehrcharakter verloren hatte, mit Stalungen, Speisegewölbe und anderen Wirtschaftsräumen verbaut. Wohl zur selben Zeit dürfte auch die Toranlage erneuert und ein 13 Meter hoher Torturm vor das alte Burgtor gesetzt worden sein. Dieses neue Tor ist mit einem Satteldach versehen und weist eine rustizierte Rahmung der flachen Rundbogenöffnung auf, an der Außenwand befindet sich ein kleiner Gußkerker mit Schießscharte.

Eine neuerliche Verstärkung und Modernisierung erfuhr die Burganlage im zweiten Viertel des 16. Jahrhunderts³⁾, als zum Schutz der Hauptangriffsseite und des Burgweges eine 12 Meter vorspringende, halbrund abschließende, dreigeschossige Bastei an der Westseite errichtet wurde, die in der Folgezeit auch als Zeughaus bzw. Fronfeste Verwendung fand.

Wie bei verschiedenen anderen Tiroler Burgen (Annenberg, Churburg, Lamprechtsburg, Obermontani, Treucenstein und Weineck) stand auch in Naudersberg die alte Burgkapelle (Leonhardskapelle) außerhalb des Berings und wurde erst in maximilianischer Zeit durch eine dem hl. Kreuz geweihte, sekundär in einen Flur eingestellte Kapelle in der Burg ersetzt, die nach außen durch ein Rundbogenfenster und einen Dachreiter in Erscheinung tritt.



Das Nutzungskonzept der Burganlage

Nachdem sich die ursprünglich beabsichtigte öffentliche Nutzung der Burg (Schulungsheim und Kulturhaus bzw. Jugendherberge) als nicht realisierbar erwies, wurde Naudersberg von seinem neuen, privaten Eigentümer einer multifunktionalen, wirtschaftlichen und kulturellen Aspekten gleichermaßen gerecht werdenden Nutzung als Gastronomiebetrieb, Kulturzentrum, Museum und Wohnobjekt zugeführt. Durch die Adaptierung als Gastronomiebetrieb, die nur denkmalpflegerisch wenig bedeutende Bereiche der Anlage betraf und somit keine allzu tiefgreifenden Eingriffe in die historische Bausubstanz erforderlich machte, konnte der Betrieb der Burg auf eine wirtschaftlich solide Basis gestellt und die Fortführung der notwendigen

Sogenannte Jagdstube, Zustand 1990, während einer Ausstellung

¹⁾ Oswald Trapp, a. n. O., S. 24.

²⁾ Derselbe, ebd., S. 26.

³⁾ Derselbe, ebd., S. 27.

Instandsetzungsarbeiten für die Zukunft gesichert werden. Ebenfalls aus wirtschaftlichen Überlegungen erfolgte der Einbau von drei den zeitgemäßen Anforderungen entsprechenden Wohnungen für die Kinder des Eigentümers, der erfolgreicherweise auch nur architektonisch unbedeutendere Bereiche der Burg betraf (im Basteiturm bzw. über dem Restaurant) und zudem eine ganzjährige Wartung der Burg sicherte. Mit dem Museumsverein Nauders stand der Familie Kölleman ein engagierter Partner für die beabsichtigte kulturelle Nutzung der Burg als Museum und Veranstaltungszentrum für Wechselausstellungen und Konzerte zur Seite, dessen Aktivitäten Naudersberg bald zu einem kulturellen Anziehungspunkt der Region werden ließen.

Die Restaurierung der Burg Naudersberg

Bevor der neue Eigentümer die dringend erforderlichen Sanierungs- und Restaurierungsarbeiten in Angriff nehmen konnte, mußten zunächst große Mengen Schutt und Gerümpel entfernt und die ärgsten Spuren menschlicher Verwüstung beseitigt werden. In mehreren Etappen wurden die Dachdeckung des Objektes erneuert, die Zwingermauern saniert bzw. wieder geschlossen und die Innenräume adaptiert und restauriert. Bereits 1981 konnte die Burg nach dem Einbau eines Restaurants in den einstigen Ställen und der Adaptierung verschiedener Räumlichkeiten durch den neugegründeten Museumsverein wieder der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Heute verfügt das Naudersberger Museum nicht nur über verschiedene Exponate überregional bedeutender Nauderer Künstler (Carl von Blaas und Franz Anton Stöcher), sondern auch über eine volkscundlich sehr bemerkenswerte Dokumentation der bäuerlichen Arbeitswelt. 1985 erfolgte mit Unterstützung durch die Wohnbauförderung der Einbau dreier Wohnungen für die im Burgrestaurant bzw. im Hotel tätigen Kinder des Eigentümers. Denkmalpflegerisch besonders von Bedeutung war die Restaurierung des spätgotischen, 1806/09 mit Empiremalereien versehenen Getäfels im Fürstenzimmer (1987), die Instandsetzung der sogenannten Maximilianstube (1988) und des Jagdzimmers (1989/90), die für Wechselausstellungen Tiroler Künstler und Konzertveranstaltungen genutzt werden, die Restaurierung der sekundär in einen Gang eingestellten, mit einem Netzgratgewölbe versehenen Burgkapelle (1990), der beiden Arkadengänge (1991) und der Innenhoffassaden (1993). Das mit einer Empiremalerei versehene Getäfel des sogenannten Fürstenzimmers zeigt neben Ziervasen, Medaillons und Grisällen auch eine kleine gemalte Büste mit der Aufschrift Napoleon und war wohl aus diesem Grunde gleich nach Ende der bayerischen Herrschaft wieder übermalt worden. Nach Freilegung der reizvollen Malereien wurden die



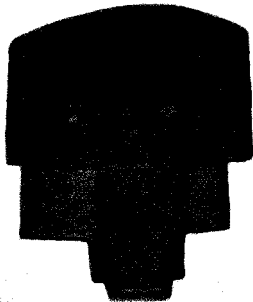
Schloßkapelle, gemalte Portalrahmung, um 1800, Zustand 1990, nach der Restaurierung



Schloßkapelle, Portal, Grisaillemalerei, vor der Restaurierung

Fehlstellen retuschiert und die Malschicht konserviert. Das Getäfel der beiden Stuben mußte nach Abnahme mehrerer Farbschichten teilweise ergänzt und neu gewachst werden. Besonders aufwendig gestalteten sich die Restaurierungsarbeiten in der sekundär in den Flur eingestellten Kapelle. Im Vorraum der Kapelle mußte das schlichte Wandgetäfel abgebitzt und aufgerichtet, das Tuffsteingewände einer neu aufgedeckten Wandnische bildhauerisch instand gesetzt, befundgemäß neu geschlämmt und mit einem neuen Rautengitter versehen werden. Neu angefertigt werden mußte weiters die hölzerne Nischenverkleidung, da das ursprüngliche Getäfel größtenteils verfault war. Restauriert werden mußte auch die um 1800 entstandene gemalte Pilasterrahmung des rundbogigen Kapellenportals, deren Malschicht insbesondere im Bereich der von zwei Ziervasen flankierten bekrönenden allegorischen Figur schwere Schäden aufwies und gestüft, gereinigt sowie nach Hinterfüllung der Hohlstellen im Putz und Verkitung der Risse retuschiert und fixiert wurde. Mit Hilfe des Dorfpfarrers konnte

Schloßkapelle, Renaissance-Wandnische, sog. Ölbergnische, aus der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts, Zustand 1990, nach Freilegung und Restaurierung

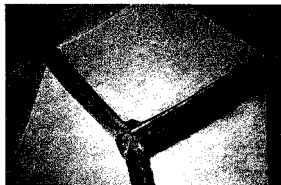
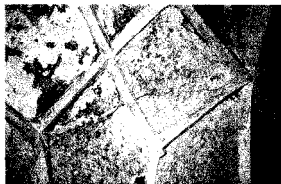


Schloßkapelle, Gewölbeteil, Netzgewölbe, Zustand 1990, vor der Restaurierung

Schloßkapelle, Gewölbeteil mit Flechtbanddekor, nach der Restaurierung

auch der nur noch fragmentarisch erhaltene Text der von der allegorischen Figur gehaltenen In-schriftkartusche, ein Psalmzitat aus dem Alten Testament (-Tretet / mit Danke zu / seine Tor und / mit Lobe in seine / Vorhöfe ein / PS XCIX4-), rekonstruiert werden. Ein sehr erfreuliches Ergebnis erbrachte auch die Restaurierung des Kapellenraumes, dessen Untersuchung auch verschiedene Rückschlüsse auf die Baugeschichte erlaubte. Im Rahmen der Befundung der Wand- und Gewölbe-flächen kamen verschiedene, später verschlossene Maueröffnungen zum Vorschein, die zum Teil wieder reaktiviert werden konnten. Lediglich dokumentiert und zugunsten des geschlossenen Raumeindrucks wieder geschlossen wurde eine im ersten Joch der nördlichen Längswand aufgefunde-ne, auf die ursprüngliche Raumnutzung zurückge-hende Öffnung (Abtritt, Ausgang zum Wehrgang?), während eine an der gegenüberliegenden Wand freigelegte rechteckige Mauernische wiederum ak-tiviert und mit Holz ausgekleidet wurde. Eine we-sentliche künstlerische Bereicherung der Kapelle brachte die Entdeckung einer querrrechteckigen, oben segmentbogig geschlossenen, sich stufenförmig nach unten verjüngenden Ölbergnische im vorderen Joch der rechten Längswand, die eine reizvolle, in Seccotechnik ausgeführte Ausmalung (Sternenhimmel, Landschaftsintergrund, Latten-zaun) aufweist, die freigelegt und restauriert wer-den konnte. Freigelegt wurde auch eine segment-bogige Vertiefung im Gewölbezwickel über der Ölbergnische, wiederum verschlossen hingegen die sekundär ausgebrochene, an der Stirnwand be-findliche Türöffnung, welche die Raumwirkung er-heblich beeinträchtigte und funktionell nicht erfor-derlich war. Neu aufgedeckt, gereinigt gefestigt und zugunsten eines geschlossenen Gesamtein-drucks ablesbar ergänzt wurde auch die in Fresko-technik gemalte dekorative architektonische Glie-derung des tiefen Kapellenportalgewändes (zwei

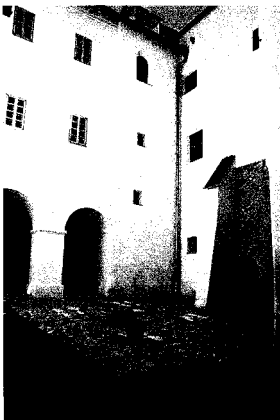
stilisierte Blüten in den rechteckigen Feldern im Sturzbereich, marmorierete Füllungen mit horizontaler und vertikaler Teilung und Kreis- sowie Kreis-segmenteinlagen an den Seitenwänden). Die Bemalung der restlichen Wandflächen (Architekturmalerei, Apostelzeichen, Baldachin) wurde auf Grund ihres nur mehr fragmentarischen Erhal-tungszustandes nach vorangehender Dokumentati-on wieder übertüncht, die farbige Fassung des frei-gelegten und instand gesetzten Netzgratgewölbes in vereinfachter Form rekonstruiert. Lediglich bei einem guterhaltenen, den Gesamteindruck nicht störenden Teilstück wurde die ursprüngliche Bemalung (rotbraune und schwarze Begleitlinien, Flechtbanddekor) freigelegt und restauriert. In den spätgotisch-renaissancezeitlichen Raumeindruck fügt sich hervorragend auch der aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts stammende, anstelle eines Altars aufgestellte Wundmalchristus ein, der sich zuletzt im Untergeschoß der Friedhofskapelle befand und dessen aus dem 18. Jahrhundert stam-mende Zweitfassung in den Werkstätten des Bun-



desdenkmalantes gereinigt, retuschiert und konser-viert wurde. Viel Fingerspitzengefühl verlangte auch die Sanierung der nachträglich teilweise zu-gemauerten und mit Fenstern versehenen Renais-sancearkaden im ersten und zweiten Obergeschoß der Westseite des Innenhofes, die wiederum geöff-net und aus klimatischen Gründen mit einer mo-dernen, transparent wirkenden Verglasung verse-hen wurden. Im Zuge dieser Maßnahmen wurden auch die beiden Arkadensäulen freigelegt, bild-hauerisch instand gesetzt, konserviert und nach Originalbefund neu geschlämmt, da die Erhaltung der Zweitfassung (im zweiten Obergeschoß durch



Links: Innenhof, Südwestecke, Zustand 1990, vor der Restaurierung



Rechts: Innenhof, Südwestecke, Zustand 1994, nach Abschluß der Fassadenrestaurierung

ein ionisches Kapitell charakterisiert) nicht möglich war. Ebenfalls freigelegt, ausgebessert und neu geschliffen werden mußten die Wand- und die mit Netzgraten versehenen Gewölbeflächen in den beiden Arkadengängen und in den anschließenden Vorräumen. Mit der weitestgehend von Bund und Land gemeinsam getragenen Restaurierung des Burghofes und der Verlegung eines Rollsteinpflasters konnte die bauliche Sanierung der Burganlage im großen und ganzen abgeschlossen werden. Die heutige Gestalt des Burghofes prägt, sieht man vom schmalen klassizistischen Verbindungstrakt an der Nordseite ab, der Umbau der Burg Anfang des 16. Jahrhunderts, weshalb das Restaurierungskonzept auch eine Wiederherstellung dieser Fassadenerscheinung vorsah. Die überwiegend im 20. Jahrhundert eingesetzten und vergrößerten Fenster wurden auf ihre originale Größe gebracht und mit der befundgemäß rekonstruierten Teilung versehen, die noch erhaltenen Originalfenster – auch jene des klassizistischen Traktes – konnten tischlermäßig instand gesetzt werden. Nach Behebung der Putzschäden wurde die Fassade befundgerecht in gebrochenem Weiß gekalkt und die romanische Palaswand an der Ostseite des Hofes freigelegt, partiell mit hydraulischem Mörtel gefestigt und durch Schließung der gestörten Linearität des Fugenstriches in ihrer Aussagekraft verstärkt. Im Zuge dieser Maßnahmen kam eine Reihe ehemaliger Kragbalken in originaler Lage im zweiten Obergeschoß zutage, die dendrochronologisch vom Institut für Hochgebirgsforschung auf 1330/31 datiert werden konnten.⁷⁾ Im Zuge dieser Maßnahmen

wurde auch der Burghof mit einem nach historischem Vorbild neu verlegten Rollsteinpflaster versehen (vom originalen Pflaster waren nur noch kleine Bereiche erhalten), das zusammen mit den Fassaden für den geschlossenen Charakter der Hofanlage von großer Bedeutung ist.

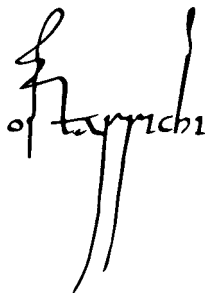


Innenhof, Verlegung des Bachtsteinpflasters, 1994

Wenngleich durch die seitens der Familie Köllmann in den vergangenen 15 Jahren mit großem persönlichen sowie finanziellen Aufwand und in engem Einvernehmen mit dem Denkmalamt durchgeführten Maßnahmen die Erhaltung der historisch und künstlerisch bedeutsamen Burg Naudersberg gesichert werden konnte, steht mit der spätgotischen Gerichtsstube, die eine prachtvolle diagonale Felderdecke aufweist und sekundär unterteilt wurde, noch ein großes Restaurierungsvorhaben an, das abermals einen großen Einsatz aller an der Erhaltung der Burg Naudersberg interessierten Personen und Institutionen verlangt und den krönenden Abschluß der Restaurierungsarbeiten bilden wird.

⁷⁾ Kurt Nicolussi und Walter Hauser, Dendrochronologischer Untersuchungsbericht zum Datum der Erbauung der Burg Naudersberg, Bundesdenkmalamt, Landesdenkmalamt, Landesdenkmalamt, Landesdenkmalamt für Tirol, Akten Zl. 418/1994.

Urkunde Ottos III. für Bischof Gottschalk von Freising, 996 November 1; erste urkundliche Erwähnung des Namens „Ostarrichi“, hier der Schriftzug vergrößert



In den beiden folgenden Artikeln werden die historischen Geschehnisse rund um das Jahr 996 aus verschiedenen Blickpunkten beleuchtet. Da die Geschichte ebenso unzugänglich ist wie die Zukunft, können wir sie nicht beurteilen, sondern nur die historischen Dokumente interpretieren. Ein Pluralismus möge besonders für dieses für Österreich wichtige Thema anlässlich der Millenniumsfeiern eine aufschlußreiche Gegenüberstellung der Interpretationen jener Urkunde von 996 bieten.

Der Artikel von Helmut von Frizberg, ein Artikel zu einem Spezialthema, ist eine Kurzfassung seiner Untersuchungen zum Namen Ostarrich, veröffentlicht in der Zeitschrift *Adler*, 1992. Der Artikel von Herwig Wolfram, ein Artikel zu einem allgemeinen Thema, ist eine gekürzte Fassung seines Vortrags, gehalten am 6. Mai 1996 in Wien.

Zum Namen Ostarrich

Helmut von Frizberg

Ostarrich ist ein germanischer Personennamen, der nach einem Zitat von E. Zöllner mit dem Vandalen Ostaricus schon im 5. Jahrhundert, somit vor 1500 Jahren, in Nordafrika vorkommt. Im Hinblick auf die vielgenannte und verkannte Ostarrichi-Urkunde hat der Gefertigte mit genaum Quellennachweis für alle Angaben in der Zeitschrift „ADLER“ im Jahr 1992 eine Untersuchung ZUM NAMEN OSTARRICH veröffentlicht und dabei unter anderem zehn verschiedene Personennamen mit dem Stamm Ostar erwähnt und Personennamen mit dem Stamm Fridu und gleichen Endsilben gegenübergestellt. Fast alle altheutschen Personennamen bestanden nämlich ursprünglich aus einem Stamm mit verschiedenen Endsilben als Ausgang, z. B.: Ostar/rih, Ostar/pald, Ostar/pold, Ostar/ger, Ostar/perhit, Ostar/rat, Ostar/hilt, Ostar/purc, Ostar/lint, Ostar/a. Heute ist Ostarrich in der Form Österreich nicht nur Staatsname, sondern auch Familienname, Hofname und – in der Steiermark und in Bayern – Ortsname.

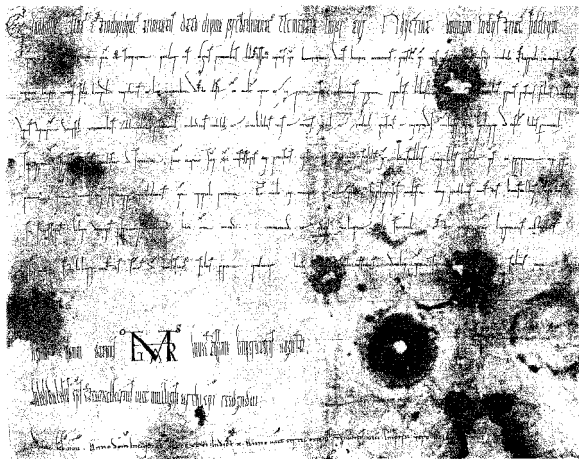
In der in lateinischer Sprache geschriebenen Ostarrichi-Urkunde wurden der Personennamen Ostarrich und die beiden anderen im gleichen Satz vorkommenden Personennamen Heinrich und Liutpald in der lateinischen Genitivform gebraucht und der Ort Nuovanhova (Neuhofen an der Ybbs) im Gebiet des Ostarrich in der Grafschaft des Heinrich genannt. Dies zeigt die wörtliche Übersetzung des diesbezüglichen Urkunden-Wortlautes:

„in regione	vulgari vocabulo	Ostarrichi
in der Region	mit vulgärem Wort	des Ostarrich
in marcha	et in comitatu	Heinrich
in der Mark	und in der Grafschaft	des Heinrich

comitis filii Liutpaldi marchionis des Grafen, des Sohnes des Liutpald, des Markgrafen, in loco Nuovanhova dicto“ im Ort, Nuovanhova genannt.

Die wörtliche Übersetzung dient dem Nachweis der Genitivform von Ostarrichi. Die Worte „vulgari vocabulo“ werden meist mit „Volkssprache“ übersetzt. In Österreich werden übrigens noch heute ländliche Hofnamen, die überwiegend von Personennamen früherer Hofeigentümer stammen, als Vulgarnamen bezeichnet und den Familiennamen der jeweiligen Hofeigentümer mit dem Zusatz „vulgo“ beigefügt. In frühen Urkunden wurden auch Gebiete meist nur mit den Namen ihrer Gebieter genannt, so z. B. eine „terra Iertrichi“ im Jahr 765 lange vor der „region ... Ostarrichi“.

Der maßgebliche Wortlaut des Freisinger Schreibers der Ostarrichi-Urkunde entspricht einer Urkunde vom 23. November 973, mit welcher Kaiser Otto II. dem Bischof Abraham von Freising Besitzungen in Krain schenkte, in der es heißt: „in regione vulgari vocabulo Chreinc et in marcha et in comitatu Paponis comitis situm.“ In dieser Urkunde wird der Gebietsname Chreinc jedoch im Nominativ gebraucht, wie in den weiteren hier angeführten Urkunden die Namen Osterriche und Ostarricke. Die letztere Form mit Ostar-Stamm kommt nur einmal in der Schenkungsurkunde Heinrichs II. vom 1. Juli 1002 vor, mit der er einem Vasallen ein „praedium in Uuvzinesdorf et in Ostarricke in comitatu vero Heinrichi comitis situm“ überläßt. Diese Urkunde wurde in Sontheim kurz nach seiner Amtsübernahme von Heinrich II. noch als König im gleichen Jahr ausgestellt, in dem er



Urkunde Ottos III. für Bischof Gottschalk von Freising, 996 November 1; Pergament, zahlreiche kleine Löcher und Risse, an mehreren Stellen der Blindlinierung schrittartig aufgerissen. Restaurierung. Das aufgedruckte Siegel ist verloren.

nach Lhotsky die Ostarrichi-Urkunde unterfertigt und besiegelt hat.

Der gleiche Kanzleinotar HF des Kaisers Otto III., der das Urkundenformular (Blankett) der Ostarrichi-Urkunde am 1. November 996 in Bruchsal datiert, aber nicht ausgefüllt hat, hat am 29. April 998 in Rom eine Urkunde geschrieben, mit welcher Kaiser Otto III. seinem Vetter Herzog Heinrich, dem späteren Kaiser Heinrich II., das „predium Nochilinga ... in p(ago) quoque Osterrike vocitato“ schenkte. Hierbei wird von dem kaiserlichen Schreiber im fernen Rom so wie zwei Jahrhunderte vorher in Friesland Osterrike als pagus bezeichnet und buchstabengleich geschrieben als erste Erwähnung dieses Namens im heutigen Österreich. Das nach den obigen Ausführungen wahrscheinlich vier Jahre später geschriebene Wort Ostarrichi dürfte dagegen auf genauer Ortskenntnis eines Freisinger Schreibers beruhen und läßt im Zusammenhang mit dem übrigen Wortlaut der Ostarrichi-Urkunde auf die erwähnte Namensherkunft schließen.

Bereits um 868 wurde ein Gebiet Ostarrichi genannt, und zwar vom Mönch Otfrid in der Widmung seines Evangelienbuches an König Ludwig den Deutschen: „ostarrichi ... Frankono kuning ... gengit ellu sin giwalt.“

Noch viel früher, zur Zeit des Grafen Dieterich von Friesland, der 820 lebte, erscheint der Name Oster-

rich – nicht jedoch Ostarrich – mit einem pagus Osteriche und einem Hügel Osterihe als Ortsbezeichnung in Friesland bei Schenkungen an das Kloster Fulda. Für ein Gebiet im heutigen Österreich wurde der Name Osterich erstmals in einer mit 29. April 998 datierten Kaiserurkunde erwähnt.

Im übrigen haben L. Santifaller, A. Wandruszka und A. Lhotsky schon vor fünfzig Jahren nachgewiesen, daß der Satz mit dem Wort Ostarrichi in der sogenannten Ostarrichi-Urkunde nicht am 1. November 996 geschrieben wurde, sondern erst später, wahrscheinlich nach dem 6. Juni 1002 von anderer Hand in ein vorher geschriebenes und datiertes, aber nicht unterschriebenes Urkundenformular eingesetzt wurde.

Zusammenfassend kann festgehalten werden: Der Personenname Ostarrich erscheint bereits im 5. Jahrhundert und der Gebietsname Osterich in Friesland ungefähr zweihundert Jahre vor der sogenannten Ostarrichi-Urkunde. Das Gebiet des Ostarrich um Neuhofen an der Ybbs hatte mit der Himmelsrichtung Osten und mit dem Reichsbegriff nichts zu tun, und das vielgenannte Wort Ostarrichi wurde nicht am 1. November 996, sondern wahrscheinlich erst nach dem 6. Juni 1002 geschrieben. Für ein Gebiet im heutigen Österreich wurde der Name Osterich erstmals in einer mit 29. April 998 datierten Kaiserurkunde erwähnt.

Literatur:
E. Zöllner, Der Osterreichsbegriff, in: Österreich-Archiv, Wien 1988

L. Santifaller, über die „Ostarrichi-Urkunde“ vom 1. November 996, Wien 1948

A. Wandruszka, Die Ostarrichi-Urkunde (mit Faksimile), Graz 1981

A. Lhotsky, Ostarrichi, Vortrag in der Festzahlung der österr. Ak. d. Wiss. am 21. Okt. 1946, Wien, 1947, S. 8

H. Fritzbeg, Zum Namen Ostarrich, in: Adler, Zeitschrift für Genealogie und Heraldik, Hg. Heraldisch-Genalog. Ges. „Adler“, Wien, 16. Bd., Heft 8, 1992

1000 Jahre oder mehr?

Herwig Wolfram

Zunächst sei der 1. November 996 hervorgehoben und damit die Urkunde Ottos III., in der von Ostarrichi als volkssprachliche Gebietsbezeichnung erstmals die Rede ist. Dazu eine kleine Vorgesichte: Ende November 973 hatte der Freisinger Bischof von Kaiser Otto II. (973–983) Besitzungen im heutigen Nordostösterreich erhalten. Die Urkunde, die das geschenkte Gut verbriefte, lokalisierte es „in einem Gebiet, dessen volkssprachliche Bezeichnung Krain (= auf alpenlawisch Grenzland)“ war. Außerdem heißt es in der Urkunde, die Besitzungen liegen auch in der Mark und in der Grafschaft eines namentlich genannten Grafen. Als Freising 23 Jahre später eine Kaiserurkunde erbat, um den geschenkten Besitz in Neuhofen an der Ybbs entsprechend abzusichern, bediente man sich des Krainer Diploms als Vorlage, so daß es analog zu 973 in der Urkunde Ottos III. heißt: „In einem Gebiet, dessen volkssprachliche Bezeichnung Ostarrichi ist, in der Mark und in der Grafschaft des Grafen Heinrich, des Sohnes Markgrafen Leopolds I., in einem Ort namens Neuhofen.“

Seit je hatte die fränkische Königsurkunde Lokalisierungen von Besitzchenkungen in der Volkssprache vornehmen müssen. Aber die Struktur der Formel war gewissen Änderungen unterworfen. Um die Mitte des 9. Jahrhunderts hatte sich im Ostfrankenreich eine doppelte Regionalangabe eingebürgert: Man nannte zunächst die Landschaft, den Gau, *pagus*, und danach die Grafschaft samt ihrem Inhaber, um die Lage eines Besitztums zu bestimmen. Die überwiegende Mehrheit der echten Gaue ist nach Gewässern benannt, wie dies im gesamten Frankenreich der Fall war. Es gibt aber auch interessante und aufschlußreiche Sonderformen, die sich wie der Salzburggau von römischen Städten herleiten oder nach besitzmächtigen Großen oder ganzen Völkerschaften bezeichnet werden, wie das Oberinntaler Poapintal, der Walchengau an der bayerisch-tirolerischen Grenze oder der Kärntner Kroatengau. Auf heute österreichischem Boden kommt jedoch die traditionelle *pagus*-Gliederung im wesentlichen nur nördlich des Alpenhauptkammes im alamannisch-bayerischen Altsiedelland zwischen Bodensee und Enns vor. In den inneralpinen romanischen Gebieten, im alpenlawischen wie im Raum östlich der Enns setzte sich die Gaugliederung nur in Ausnahmefällen und – sieht man vom Lungau und Vinschgau ab – nur vorübergehend durch. Wird *pagus* außerhalb des Altsiedellandes verwendet, wie dies schon in der zweiten urkundlichen Ostarrichi-Nennung von 998 der Fall ist, dann variiert der Ausdruck allgemeine Gebietsbezeichnungen, wie eben *regio*. Mit der zu-

nehmenden Erfassung der erst im 8. und 9. Jahrhundert gewonnenen Räume östlich der Enns und südlich der Alpen mußte daher für die bisherige Form der landschaftsbezogenen Lokalisierung Ersatz gefunden werden. Und so lösten verhältnismäßig größere Landschaftsbezeichnungen, wie Krain oder Ostarrichi, die ursprünglich kleinräumige, vorwiegend naturräumliche Gaugliederung ab. Weitgehend unverändert blieb dagegen die personenbezogene Lokalisierung nach Grafschaften, allerdings kam im 10. Jahrhundert an der Grenze der Zusatz Mark hinzu, und zwar selbst dann, wenn ein volkssprachlicher Name wie Krain nichts anderes als Mark bedeutete.

Da die in Neuhofen befragten Personen ebenso wie der Freisinger Urkundenschreiber Bayern waren, verwendeten sie für das östlichste Gebiet Bayerns den Ausdruck Ostarrichi, was bayerisches Ostland, bayerisches Österreich bedeutet. Ostarrichi wäre aber ein wahrlich zu großartiger Name für ein kleines Gebiet östlich der Enns gewesen, sollte er ursprünglich bloß dieses gemeint haben. Auch wurde die Gebietsangabe ebensowenig wie 973 Krain erst 996 gleichsam erfunden. Ein *vulgare vocabulum*, eine volkssprachliche Bezeichnung, kann erst dann als solche gelten, wenn sie sich schon längere Zeit, Generationen lang eingebürgert und bewährt hat. Tatsächlich dürfte Ostarrichi mit großer Wahrscheinlichkeit aus der Karolingerzeit stammen und hat in diesem Fall einen riesigen Raum von der Traun- oder Ennmündung bis zur Mündung der Drau in die Donau, von der March bis an die Grenzen Istriens und die Save abwärts bis zum Frankengebirge, der Fruska gora, westlich von Belgrad bezeichnet. Diese Region hieß spätestens seit 870 in lateinischer Sprache nachweisbar das „Ostland“. Es liegt nahe, daß schon die Bayern der Karolingerzeit für dieses Ostland in ihrer Volkssprache Ostarrichi sagten. Dafür spricht auch die Tatsache, daß im Fränkischen des 9. Jahrhunderts der Osten des gesamten Frankenreichs Ostarrichi und seine Bewohner die „Osterleute“ genannt wurden. Auch gibt es althochdeutsche Überlieferungen, die Ostarrichi für Oriens, Morgenland, setzten, für einen Begriff, der im 9. Jahrhundert auch sehr häufig für das bayerische Ostland verwendet wurde.

Mit der Besetzung Pannoniens zunächst südlich und dann nördlich der Drau durch die Ungarn um 900 verlor das bayerische Ostland ungefähr die Hälfte seiner karolingerzeitlichen Ausdehnung. Die Erhebung Karantaniens zum Herzogtum 976 und die Betrauung des Kärntner Herzogs mit der einst

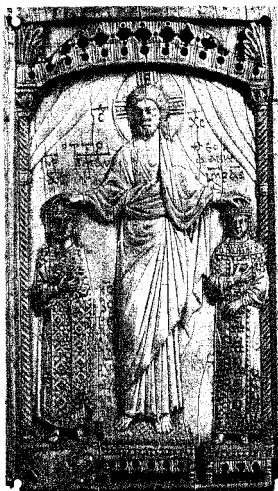
zum bayerischen Ostland gehörigen Krain bewirkten, daß gegen Ende des 10. Jahrhunderts von diesem Ostland nur mehr der schmale Streifen zwischen der Donau und den niederösterreichisch-styrischen Kalkalpen erhalten blieb. Daher reduzierte sich der politisch-geographische Begriff des karolingischen Ostarrichi auf die bayerische Mark der Babenberger an der Donau, die allerdings schon in der Karolingerzeit das Herzstück des bayerischen Ostlandes gebildet hatte. Ostarrichi war also, um das Georges Clemenceau zugeschriebene Dictum von 1919/20 zu variieren, „das, was übrig-blieb“. Für uns Heutige kein schlechtes Omen, das freilich weder für Österreich im 20. Jahrhundert noch 1000 Jahre zuvor beabsichtigt war.

Es sei doch der Vollständigkeit halber gesagt, daß es mehr als 1000 Jahre bedarf, um die vor 1000 Jahren erstmals urkundlich bezeugte Gebietsbezeichnung einordnen zu können. Und dann wäre es auch nicht von wirklich historischer Bedeutung, ob die Ostarrichi-Urkunde vom 1. November 996 tatsächlich, wie noch Theodor Sickel meinte, eine „Urkunde zweifelhafter Geltung“ sei.

Die Geschichte ist die Summe der Antworten einer Zeit auf ihre Fragen an die Vergangenheit. Allerdings funktioniert dieses Frage- und Antwortspiel nicht voraussetzungslos: Die Vergangenheit spricht nicht in der Sprache der fragenden Zeit, in die ihre Antworten erst mühsam und kaum mit letzter Sicherheit übersetzt werden müssen. Aber auch die Fragen dürfen nicht beliebig gestellt werden, sondern haben die vergangenen Wirklichkeiten und Möglichkeiten zu berücksichtigen. Die Frage etwa, warum die mittelalterlichen Bauern nicht aus der Kirche ausgetreten sind, wenn ihnen die Kirchensteuer, sprich der Kirchenzehent, zu hoch war, ist ebenso sinnlos, wie es nicht möglich ist, auch einem noch so empörten Jungreporter genaue statistische Unterlagen über die Bevölkerungsentwicklung von Ostarrichi im Jahre 996 zur Verfügung zu stellen, zumal ihm auch das Statistische Zentralamt anscheinend nicht weiterhelfen konnte. Der betreffende Herr war zwar über unser offenkundiges Forschungsdefizit sehr ungehalten, hat sich aber dann doch mit dem Hinweis begnügt, daß man nur das historisch erforschen kann, was die Vergangenheit überliefert. Das ganz andere der Vergangenheit zu vermitteln ist unsere Aufgabe als Historiker, ob es dabei um 1000 Jahre mehr oder weniger geht oder nur um die Zeit eine, zwei, drei Generationen zurück. Vieles, was uns die Vergangenheit überliefert, ist typisiert und kodifiziert, und wir finden den Code nur dann, wenn wir die Menschen der Vergangenheit in dem erkennen und ernst nehmen, was ihnen ernst und wichtig war.

Aber was macht überhaupt den Menschen der Zeit vor 1000 und mehr Jahren? Selbst wenn einer einen Hundskopf hätte, kennzeichnen den Men-

schen im wesentlichen fünf Kriterien: erstens Abstammung von Adam; zweitens runder Kopf und Blick zum Himmel im Unterschied zu einem langgezogenen Schädel, der zur Erde blickt, sowie Sprache und Vernunft im Unterschied zum Bellen



Christus krönt Otto III. und Theophanu, Italien, 972 oder 982/983, Elfenbein, geschnitten, Reste von Bemalung.

und der Instinkthaftigkeit des Tieres, drittens Ackerbau und Viehzucht, Aktivitäten, die Vernunft und daher Menschlichkeit voraussetzen, viertens Scham, so daß sich das Individuum mit Kleidern bedeckt, deren Herstellung ebenfalls menschliche Vernunft verrät, fünftens aber und in ganz besonderem Sinn die Kenntnis von den „Rechten der Gemeinschaft“, das heißt die Beobachtung einer für das Zusammenleben in Dörfern und anderen menschlichen Gemeinschaften geeigneten sozialen Rechtsordnung. Mit diesen Worten beantwortet gegen 865 der Mönch Ratramnus des nordfranzösischen Klosters Corbie eine zweimal gestellte Anfrage Rimberts, des Erzbischofs von Bremen, bezüglich der Hundsköpfigen, die dieser in seinem Missionsgebiet vermutete.

Der Status als Mensch schließt ein die Frage nach seinem Recht, nach seinem sozial-juristischen Status als Bayer, Alamanne, Franke, als Freier und Unfreier, als großer Herr oder als kleiner Mann, der nichts hatte, als das, was er auf dem Leibe trug.

Groß war aber die Unklarheit des einzelnen über seinen Status in der Welt. „Als ich mich mit einer Frau namens Otpirga einließ, war sie eine Freie“, bekennt ein mittlerer alamannischer Grundbesitzer. In der Zwischenzeit stellte sich jedoch heraus, daß die Frau eine Unfreie St. Gallens war; der Vogt des Klosters hatte einen längst vergessenen Rechtsanspruch durchgesetzt. Unklarheit über den eigenen Status mit weitreichenden Folgen für die Kinder war weit verbreitet; viele wußten nicht, ob sie „Gewalt über sich hatten“ oder anderen ausgeliefert waren. So setzte man denn die Hoffnung auf eine Welt der Menschenrechte, wie wir heute sagen würden, auf eine Gemeinschaft, „in der es keinen Unterschied zwischen Heiden und Juden, zwischen Beschnittenen und Unbeschnittenen, Barbaren und Skythen, Aquitanien und Langobarden, Burgunden und Alamannen, Unfreien und Freien gäbe, sondern alles und in allem Christus ist“. Es war ein praktisches Problem, zu dessen Lösung man dieses Apostelzeitalter bemühte.

Man erbt Feindschaften und Freundschaften, aber die Hoffnung lag in der Aussöhnung mit dem Feind und in der Gewinnung des Friedens. Dieser Friede war aber gerade im 10. Jahrhundert nicht leicht zu gewinnen und noch schwerer zu erhalten.



Bischof Wolfgang lehrt den späteren Kaiser Heinrich II., Regensburg, 2. Hälfte 15. Jahrhundert, Federzeichnung, laviert, eingebunden in Sammelhandschrift, 11.–15. Jahrhundert.

Geistiges Leben und Schriftlichkeit

Fast jedes zweite bayerische Kloster, das im 9. Jahrhundert bestand, ging während des 10. Jahrhunderts zugrunde; in der traditionell antimonastischen Diözese Freising überlebten sogar bloß drei von vierzehn Klöstern. Was erhalten blieb, existierte lange Zeit nur in stark reduzierter Form zumeist als bischöfliches Eigenkloster. Dementsprechend blieb

ben im wesentlichen die bayerischen Bistümer Passau, Regensburg, Freising, Brixen und die Metropole Salzburg.

Die hervorragendste Gestalt unter den bayerischen Bischöfen des letzten Jahrhundertdrittels war zweifellos Wolfgang von Regensburg (972–994), der die Reichsreform ins Land brachte und schon bei Regierungsbeginn das Regensburger Kloster St. Emmeram vom Bistum trennte.

In der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts nahmen das geistige Leben und die Schriftlichkeit an den bayerischen Bischofsitzen merklich zu. Man war zur erneuten Mission des Ostlandes auch intellektuell gerüstet; doch konnte der bayerische Episkopat den Rückzug der Ungarn nach 955 nicht in der Weise nützen, die die karolingische Tradition vorgegeben hätte. Schon 976 wurde das Bistum Prag gegründet und damit Regensburg von seinem herkömmlichen böhmischen Missionsgebiet getrennt; und als am Jahresbeginn 1001 der heilige Stephan gekrönt wurde und die ungarische Kirchenprovinz Gran-Esztergom entstand, haben auch Salzburg und Passau eine klare Abgrenzung ihres Jurisdiktionsgebiets entlang der Ostgrenzen des Reichs hinnehmen müssen.

In dieser Welt hatte sich der Christ einzurichten, sich zu bewähren und dabei – ein schwieriges Unterfangen – den Himmel nicht zu verspielen: Hunger und Not, Krankheit und Tod bedrohten ständig die menschliche Existenz. Krieg und Friedlosigkeit waren die Regel; der Feind war nicht bloß der Stamm, der jenseits einer breiten Grenzzone hauste, sondern bereits das Nachbardorf, der nächste Clan oder die andere Sippe. Gerne vermied man weite Reisen, selbst wenn das Ziel bloß der heilige Emmeram zu Regensburg war. Lieber errichtete man ihm in der Heimatdiözese eine Kirche und Gedenkstätte. Kein Wunder, war schon der „Weg zwischen zwei Dörfern“ unsicher genug. Was hier einer Frauensperson alles passieren konnte – von der obszönen Entblößung bis zur Vergewaltigung –, entfaltet der bayerische Gesetzgeber in bezeichnenden Details. Der Vater eines jungen Mannes namens Am wurde von einem seiner Gegner auf den Tod verwundet, worauf er den Sohn samt reichem Besitz der Kirche von Freising übergab. Ein blutiger Streit stand am Beginn einer Laufbahn, die bis zur Erhebung Arns 798 zum ersten Erzbischof von Salzburg führte. Daß man vor dem Beginn eines Kriegszuges ein Seelgerät stiftete, um gut wieder heimzukehren, wirkt verständlich. Aber auch eine Fahrt an den Kaiserhof oder eine Pilgerreise nach Rom schienen so gefährlich, daß man die gleiche Rückversicherung einging. Drei Monate mußte man in der guten Jahreszeit veranschlagen, reiste man von der Salzach an den Tiber und wieder zurück. Dabei konnten die kleinste Verletzung der Haut, eine Magenverstimmung

oder gar ein Sturz vom Pferd zu einem raschen Tod führen.

Was aber waren die politischen Voraussetzungen der Zeit, in der die Ostarrichi-Urkunde als verhältnismäßig unbedeutendes Nebenprodukt entstanden war?

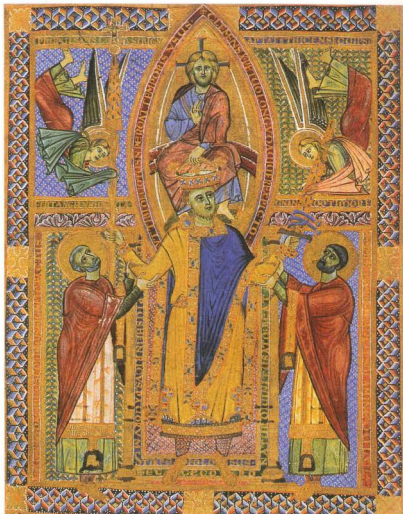
Nachdem König Heinrich I. am 2. Juli 936 gestorben war, versammelten sich die geistlichen und weltlichen Großen des Ostfrankenreichs am 7. August 936 in Aachen und erhoben Otto, den ältesten Sohn des Toten, zum König. Dabei hat Herzog Arnulf von Bayern gleich den anderen fürstlichen Herzögen angeblich sogar ein Hofamt ausgeübt und als Marschall „gedient“. Der neue König aber brach mit der – modern gesprochen – konföderativen Politik des Vaters und wollte ein König der karolingischen Tradition sein, gesalbt und in Aachen gekrönt. Einmal mehr ging es um die Aktualisierung eines als Verpflichtung angesehenen karolingischen Erbes.

Widerstand, Dynastiewechsel, Gewinne und Verluste

Wohl noch zu Lebzeiten Herzog Arnulfs gelang es dem neuen König Otto, für seinen jüngeren, ebenso ehrgeizigen wie gefährlichen, weil „purpurgebornen“ Bruder Heinrich die beste Partie zu arrangieren, die es im Ostfrankenreich gab: Der jüngere Luitpoldinger heiratete die Luitpoldingerin Judith, die Tochter des Bayernherzogs, der am 14. Juli 937 starb. Schon im Jahr darauf kam es zum Bruch zwischen Otto I. und dem neuen Bayernherzog Eberhard, den seine Brüder unterstützten. Der König hatte Erfolg und gab das Herzogtum Bayern an Arnulfs Bruder Berthold, der das Land von 938 bis 947 regierte, nachdem er offenkundig auf die Kirchenherrschaft und das Recht der Bischofseinsetzung im Lande verzichtet hatte.

Nach dem Tode Bertholds im Herbst 947 setzte König Otto seinen Bruder Heinrich ein. Der Dynastiewechsel von 947 hatte freilich zunächst das Gegenteil dessen bewirkt, was der König damit beabsichtigt hatte: Anstelle einer Befriedung und Einbeziehung Bayerns in die königliche Einflusssphäre wurde das Spektrum des Widerstands und der inneren Zerissenheit Bayerns um ein weiteres Element vermehrt. Unversöhnlich blieben nicht nur die meisten Luitpoldinger, allen voran die Söhne und Nachkommen Arnulfs, auch die bayerischen Verwandten kämpften nicht bloß mit den Angehörigen der angestammten Herzogsfamilie, sondern fanden sich bald im Lager der Königsfeinde ein. Heinrich I. von Bayern hielt zwar seinem älteren Bruder die Treue, starb aber bereits im Herbst 955.

Ottos großer Sieg 955 gegen die Ungarn, sein Aufstieg zum Kaisertum 962, der schwere Aderlaß, den die Luitpoldinger erlitten, und die Unmündigkeit des bayerischen Heinrichs II. bedeuteten eine



Atempause von fast zwei Jahrzehnten. Aber 974, im ersten Königsjahr Ottos II., begann das Spiel von neuem: Heinrich der Zänker verbündete sich mit Böhmen und Polen, fand Unterstützung unter den allerletzten Luitpoldingern. Heinrichs des Zänkers Versuche, sich auf Böhmen zu stützen, bekämpfte der König, und dies führte 973 zur Entstehung des Prager Bistums. Damit ging der bayerische Einfluß in Böhmen stark zurück. Im Jahre 976 erfolgte die Einsetzung der Babenberger in der Mark an der Donau, vor allem aber wurde der karantanisch-langobardische Anteil von Bayern als eigenes Herzogtum Kärnten abgetrennt und dem Luitpoldinger Heinrich, dem Sohn Herzog Bertholds, anvertraut.

Allerdings diente die Einrichtung des Herzogtums Kärnten eher der Anerkennung königsnaher Großer als Fürsten denn der Entstehung einer starken, den polyethnischen Südostalpenraum gestaltenden Institution. Nach dem Ausgleich von 985 konnte Heinrich der Zänker noch ein Jahrzehnt das bayerische Herzogtum machtvoll ausüben. Er war Herr der bayerischen Reichskirche, des Königsgutes in Bayern, gleichsam der Vizekönig „gegenüber den Vögten und Grafen seiner Provinz“, wie dies die um 990 erlassenen Beschlüsse des

Sakramentar Heinrichs II., Regensburg zwischen 1002 und 1014, Pergament mit Deckfarben, Gold und Silber (fol. 11r): Die Krönung Heinrichs durch Christus. Die Heiligen Emmeram von Regensburg und Ulrich von Augsburg stützen die Arme des Herrschers und geleiten ihn vor den Thron Gottes.

Landtags von Ranshofen so eindrucksvoll bezu- gen. Im Jahre 995 trat Heinrich IV., sein gleichna- miger Sohn, der schon zu Lebzeiten des Vaters an der Regierung beteiligt war, mit Zustimmung und aufgrund der Wahl des Adels die Nachfolge an. Dieser war nicht nur in Bayern und in der *regio Ostarrichi*, sondern auch in weiten Teilen Karanta- niens präsent, dessen Selbständigkeit so keins- wegs gefördert wurde. Nach dem Tod seines Veters Otton III. setzte sich der bayerische Liudolfin- ger gegen starke Opposition durch und wurde im Juni 1002 in Mainz als Heinrich II. zum König ge- salbt und gekrönt.

Was blieb aus dieser Zeit erhalten?

Vielleicht eine Eigenheit, die Grillparzer mit „s ist möglich, daß in Sachsen und beim Rhein / es Leu- te gibt, die mehr in Büchern lasen“ bezeichnete. Aber der frühmittelalterliche Nibelungenstoff wäre auf dem Kontinent untergegangen, hätte sich nicht – nach heute verlorenen Versuchen vor 1000 – noch um 1200 ein Dichter an der österreichischen Donau gefunden, der das Nibelungenlied nieder- schrieb.

Salzburg, eines der beiden österreichischen Erzbi- stümer, wurde 798 als Haupt der bayerischen Kir- chenprovinz eingerichtet. Seine Zuständigkeit für den Ostalpenraum geht auf diese Zeit zurück; die Grundlagen seiner Diözesangrenzen in Nordosti- rol sind noch wesentlich älter. In ungefähr der gleichen Zeit entstand das Bistum Saben, der Vor- laufer der heutigen Südtiroler Diözese Bozen-Bri- xen und des Bistums Innsbruck. Voralberg war dagegen zwischen Chur, Konstanz und Augsburg geteilt; letzterem gehörte auch das Tiroler Lechtal. Die kirchliche Zusammengehörigkeit von Ober- und Niederösterreich samt Wien geht ebenfalls auf das Frühmittelalter zurück, wenn auch das für die- se Ordnung zuständige Bistum Passau heute außerhalb der Landesgrenzen liegt und seine Jus- diktion an die Bistümer Linz, St. Pölten und Wien verloren hat.

Im Frühmittelalter entstanden gewisse, keineswegs determinierende Voraussetzungen für die Zusam- mengehörigkeit der österreichischen Länder, heute Bundesländer, trotz aller ihrer Verschiedenheiten und eigenen Traditionen. Alamannen des Boden- seeraums wurden im „Wilden Osten“ des 9. Jahr- hunderts eingesetzt, freie slawische Lehensträger aus dem hayerischen Ostland tauchen im heutigen Voralberg auf. Aus dem bayerischen Altsiedelland, dem der Westen des heutigen Österreich angehö- rte, kamen die Leute, die östlich der Enns und süd- lich der Tauern tätig wurden.

Trotz dieser Klammern bildete der verhältnismäßig kurze Süd-Nord-Lauf, den die Enns zwischen dem Gebirge und ihrer Mündung in die Donau zurück- legt, eininhalb Jahrtausende eine stets wieder- kehrende Grenze. Bis an diesen Fluß reichen die

Mächte des Ostens, die keineswegs als „Feind aus dem Osten“ mißverstanden oder gar verteufelt werden sollen. Attilas Hunnenreich scheint die Enns ebenso begrenzt zu haben, wie sie um 700 und um 800 einen „sicheren Limes“ zwischen Bay- ern und Awaren bildete. Und um 900 nahmen die Ungarn das Gebiet östlich des Flusses zum ersten Mal in Besitz; sie kehrten unter Friedrich III. und Matthias Corvinus wieder. Aber wie sie kamen auch die Türken des 16. und 17. Jahrhunderts nicht wesentlich über die Enns hinaus. Und noch von 1945 bis 1955 verlief an diesem Fluß wieder die al- te Grenzlinie.

Durch den Vorstoß Karls des Großen und seiner Nachfolger in den panonisch-illyrischen Raum wurde ein Gebiet erfaßt, dessen jeweilige Außen- grenzen fast gleich weit von Byzanz wie von Aa- chen entfernt lagen. In diesem Raum trafen das fränkisch-alamannisch-bayerische, romanische und slawisch-reiternomadische Element aufeinander, so daß für Europa einmalige Kontaktozonen entstan- den. Allein schon die großen Entfernungen zwan- gen die zwischen dem Böhmerwald und der Save sowie zwischen der March und Istrien tügigen frän- kisch-alamannisch-bayerischen Herrschaftsträger zu einer eigenständigen Politik, die sich als erste europäische Alternative zwischen dem Westen und dem Osten des Kontinents darstellte. Diese zunächst gewollte Selbständigkeit der einzelnen Funktionsträger fand jedoch wenig Gegenliebe in den westlichen wie östlichen Zentralen. Gefährlich war die Wanderung über den schmalen Grat zwi- schen Versagen und Überschreiten der Kompe- tenz. Daher ist man bis heute in unserem Raum um Eigenständigkeit bemüht, ja darauf bedacht, unter den zwei vorhandenen Möglichkeiten von Ost und West die dritte zu wählen. Und es ist die Geschichte des Landes, aus der in unserem Raum Identitätsgefühl und Legitimität gewonnen wurden. Dazu gehört auch das eigene Recht, das „Recht dieses Landes“, wie es bereits in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts und lange vor der Entstehung anderer Territorialrechte in unserem Raum heißt. Allerdings ist die darin angelegte Möglichkeit, vom *ius sanguinis*, vom „Recht des Blutes“, zum reinen *ius soli*, zum „Recht des Gebiets“ (in dem ein Mensch geboren wird, lebt und stirbt), zu kom- men, bis heute nicht gänzlich durchgesetzt. Und zwar zum Leidwesen, ja zum Untergang vieler Be- troffenen, wie wir es in unserer unmittelbaren Nachbarschaft schrecklich und in unserem eigenen Land mitunter höchst unangenehm erfahren. Eine auf solchem Recht beruhende österreichische Na- tion kann aber schon deswegen keine Mißgeburt sein, weil sie mit Geburt, Blut und Herkunft, also mit einer Nation der deutschen Tradition, nichts zu tun hat. Es wäre zu wünschen, daß diese Einsicht – in ruhige Alltagspolitik umgesetzt – einen blei- benden Beitrag zum Ostarrichi-Millennium bildete.

Die Iwein-Wandbilder von Schloß Rodenegg

Volker Schupp

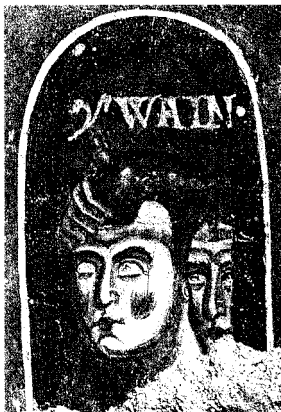
Das stidliche Tirol, das an malerischen Hinterlassenschaften und Kunstwerken so reich ist, das es allein darum viele Besucher anzieht, hat 1972 einen neuen Schatz gewonnen, der alles in seiner Art Bekannte in den Schatten stellt.

Daß in einem Raum des ältesten Teiles der Burg Rodenegg, den man als die alte Kapelle bezeichnete, Wandbilder aus spätromanischer Zeit erhalten waren, war schon lange bekannt. Man konnte sie teilweise sehen. In dem Standardwerk von Josef Garber – Die romanischen Wandgemälde Tirols, 1928 – war das noch Sichtbare sogar gedeutet. Auf der dem Eingang gegenüberliegenden Wand identifizierte Garber Pferd und Reiter, von dem noch ein roter Mantel erkennbar war, Kreuzesstamm, eine trauernde weibliche Gestalt, eine auf dem Boden knieende weibliche Figur. Kurz, es war eine Kreuzigung, wie sie ja nicht selten sind.

Offenbar waren die Bilder durch Mauerfeuchtigkeit und ungeschickte Freilegungsversuche beschädigt worden, so daß 1972 bis zum Sommer 1973 der Raum grundlegend erneuert wurde. Dabei hat der Restaurator und Denkmalpfleger Nicolò Rasmo das Gewölbe abgetragen, das offenbar nachträglich in den Raum eingezogen worden war. Das Ergebnis war sensationell. Nicht eine Kreuzigung in einer Kapelle, sondern ein weltlicher Bilderzyklus zeigte sich in einer seltenen, wenn auch durch Zerstörungen beeinträchtigten Schönheit. Die Geschichte des Iwein aus dem Roman von Hartmann von Aue, der um 1200 herum die literarische Szene bestimmte, war dargestellt. Damit war auch klar, daß die einstige Funktion des Raumes neu bestimmt werden mußte.

Das Interesse der Forschung richtete sich nun auf die Familie der damaligen Burgbewohner, den Maler und den Auftraggeber, den Autor des Romans und den Sinn einer solchen Übernahme vom Pergament auf die Wand, von der Schrift ins Bild.

Hartmann von Aue, der Autor des „Iwein“, ist der erste deutsche Dichter, der den Artusroman des Chrétien von Troyes übernahm. Sein erster Roman, der „Irec“, ist wohl um 1180 herum anzusetzen. Sprachlich gehört Hartmann in das Alemannische. Nach den neuesten Forschungen ist er Mitglied einer Ministerialenfamilie, deren Nachkommen von Ow noch heute im Gebiet des oberen Neckar leben. Außer den beiden Romanen verfaßte er die geistliche Erzählung „Gregorius“, die berühmte, vielleicht auf seine Familie bezogene Versnovelle



Iwein, Ausschnitt aus: Iwein verliebt sich in Laudine (Vers 1448 bis 1451)

„Der arme Heinrich“ und eine Reihe von Minneliedern. Die Kreuzlieder unter ihnen lassen den Schluß auf die Teilnahme an einem Seitenzug zu, der dann wohl der Friedrich Barbarossas oder möglicherweise auch der Kaiser Heinrichs VI. 1196 gewesen sein könnte. Den „Iwein“ jedenfalls vollendete Hartmann um die Jahrhundertwende. Ungefähr um 1204 wird er erstmals von Wolfram von Eschenbach in seinem „Parzival“ erwähnt. Die Familie der Schloßherren von Rodenegg war bis dahin in Südtirol zwar nicht unbekannt, gewöhnlich galt jedoch das Interesse einem Seitenglied, dem Domherrn Konrad von Rodank, Propst von Neustift und Gurk, dann 1200–1216 Bischof von Brixen, dem wir die Ausmalung der Marienkapelle am Brixener Kreuzgang verdanken. Da in einer seiner Urkunden ein Maler Hugo als Zeuge erwähnt wird, geriet er alsbald in Verdacht, auch der Auftraggeber der Rodenegger Gemälde zu sein. Heute sieht es allerdings so aus, als ob sie erst nach seinem Tod angebracht worden wären, wenn auch eine genaue Daticurung nicht möglich ist, vielleicht gehören die Bilder ins 2. oder 3. Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts. Die Forscher sind sich nicht einig.

Bibliographischer Hinweis:
Josef Garber, Die romanischen Wandgemälde Tirols. Denkmäler Deutscher Kunst III, 3 (S. 109). Hrg. vom Kunsthistorischen Institut des Bundesdenkmalamtes. Wien 1928.
Nicolò Rasmo, Wandmalereien in Südtirol. Hrg. von der Sparkasse der Provinz Bozen. 1973.
Volker Schupp und Hans Sökenitz, Iwein auf Schloß Rodenegg. Eine Bildergeschichte nach dem „Iwein“ Hartmanns von Aue. Sigmaringen 1996. (1)

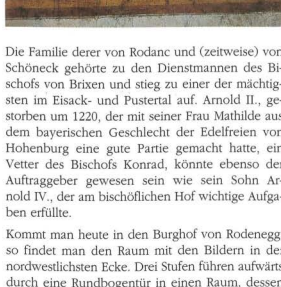
Iwein nimmt Abschied von der gastlichen Burg (Vers 335 bis 395).



Der wilde Mann (Waldmensch) zeigt Iwein den Weg (Vers 979–988).



Iwein und Ascalon kämpfen miteinander (Vers 1010–1025).



Grundfläche von 4 m x 7 m etwa die Größe eines modernen Wohnzimmers aufweist. Unmittelbar links von dieser Tür beginnt die Darstellung mit der ersten, freilich sehr stark zerstörten Szene und zieht sich von links nach rechts um den ganzen Raum herum, nur am Schluß, in der südwestlichen Ecke, findet sich ein Rest nicht bemalter Wand.

Was man auf den Bildern erkennt, ist die erste Aventure des Ritters Iwein (nach der Namensinschrift Ywain), die ihn in den Wald von Breziljan führt und in einem Zweikampf sein Glück und seine Liebe finden läßt. Die Szenen sind folgende:

Ywain nimmt Abschied von der gastlichen Burg
Ywain wird vom Waldmann zur Gewitterquelle gewiesen

Ywain gießt Wasser auf den Stein

Ywain und Aschelon kämpfen miteinander

Ywain verwundet Aschelon tödlich

Ywain gerät in Gefahr durch das herabfallende Tor

Aschelon stirbt in Laudinas Armen

Ywain erhält von Luneta den unsichtbar machenden Ring

Aschelon wird begraben – Ywain verliebt sich in Laudina

Ywain wird vergeblich gesucht

Ywain legt sein Schicksal in Laudinas Hände

Das Bild XI stellt erzählerisch keinen Abschluß dar. Laudina sitzt trauernd und nachdenklich vor Ywain, der sein Schicksal in ihre Hände legt. Das Ergebnis des Nachdenkens kann der Zuschauer zwar ergänzen, es muß aber auch dargestellt gewesen sein. Die leere Fläche in der Ecke wird also eine XII. Szene enthalten haben, in der das Hochzeitsfest zwischen Ywain und Laudina gefeiert worden ist, ganz analog der anderen enthaltenen Bildsequenz im thüringischen Schmalkalden, die ebenfalls Hartmanns „Iwein“ darstellt und ebenfalls aus der 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts ist. Wir stellen uns also vor, daß in der heute freien Ecke der Mantel eines Kamins oder einer Wendeltreppe den



nötigen Platz für die Vollendung der Sequenz geboten hat. Ob die Geschichte dann noch weiterging, wagen wir nicht zu sagen. Möglich wäre es, aber der erste Teil des Iwein erreicht eine Geschlossenheit, die auch einen natürlichen Abbruch erlaubte.

Wenn wir, wie gesagt, die Bildgeschichte auf Schloß Rodenegg auch nicht genau datieren können, so sind wir doch sicher, daß sie das älteste erhaltene Beispiel einer solchen weltlichen Bildsequenz darstellt. Die Fresken in Schmalkalden – übrigens einfacher ausgeführt und ungleich schlechter erhalten – dürften etwas jünger sein. Die Bildgeschichten auf Schloß Runkelstein – „Garel vom blühenden Tal“, „Tristan“ und die anderen – sind wesentlich jünger. Wenn wir uns also die Frage stellen, welche Funktion sie gehabt haben, so sind wir außer den genannten vor allem auf geistliche Parallelen angewiesen. Solche sequenzielle Darstellungen sind in der Kunst des Mittelalters durchaus üblich gewesen, wenn auch nur wenige hervorragende Beispiele auf unsere Zeit gekommen sind. Es scheinen aber außer den Darstellungen der Bibel vor allem die Leben der Heiligen in solchen Bildfolgen erzählt worden zu sein. Hervorragende Beispiele besitzen wir in Saint-Savin-sur-Gartempe (Frankreich), wo an der Kirchendecke Geschichten des Alten Testaments, in der Krypta das Martyrium der heiligen Savinus und Cyprianus auf einem Tonnengewölbe dargestellt gewesen sind, oder in der größeren Nähe die komplizierte Geschichte des heiligen Hermagoras im Gewölbe der Krypta von Aquileja. Man wird also nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß zu gewissen Zeiten im Jahr, etwa an den Festen der Heiligen, nicht nur deren Viten aus Büchern vorgelesen worden sind, sondern auch den Verehrern, dem Volk die Gelegenheit gegeben war, ihre Schicksale in einer Bildfolge zu vergegenwärtigen. Analoges mag sich in Rodenegg im Ywain-Raum abgespielt haben, wo die Selbstvergewisserung des staufischen Ritters sich im Abbild seiner Helden vollziehen konnte. Wie Iwein sein Glück machte, Frau und Burg erwarb, seine Tapferkeit und Geschicklichkeit im ritterlichen Kampf unter Beweis stellte, das mag der Tiroler Dienstmann und Herr in seinen kühnsten Phantasien, vielleicht auch in der Wirklichkeit nachvollzogen haben. Es sind also wertvolle Zeugnisse der phantasievollen Selbstvergewisserung mittelalterlicher Menschen, die uns auf Schloß Rodenegg nun wieder zugänglich geworden sind.

Vieles mag noch im Verständnis offenbleiben. Erst eine baugeschichtliche Klärung kann etwa den genauen Stellenwert des Raumes in der Burg, damit die Frage der Vollendung klären. Unser (vorläufiges) Büchlein (1) mag dazu weiteren Anstoß geben. Es mag auch dazu führen, daß dieses kostbare Denkmal der Vergangenheit mit der nötigen Sorgfalt den zukünftigen Zeiten erhalten bleibt und



Die Suche nach dem unsichtbaren Iwein (Vers 1372–1374)



Die Beweinung des toten Askalon (Vers 1412/1413)

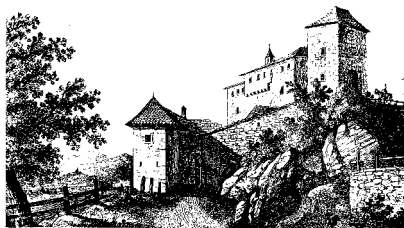


Laudine verzeiht Iwein (Vers 2248 bis 2370).

nicht, wie es in Schmalkalden geschehen ist, aus Unachtsamkeit der Besucher dem Zahn der Zeit mehr ausgesetzt wird, als dies in den vergangenen Jahrhunderten geschehen ist.

Die romanische Burg Hörberg (Podsreda)

Ivan Stojpar



Die Burg Podsreda, Alte Kaisersche Seite, Lithografie um 1830

Die Burg Hörberg liegt dicht an der alten Südgrenze des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation im Sotlagbiet in der Südsteiermark, das sich seit dem 11. Jahrhundert und dann durch das ganze Mittelalter als Erbe der hl. Hemma von Friesach Zeltschach in den Händen des Bistums Gurk befand. Sie gehört nicht zu den ältesten Burgen des Landes, obwohl ihr Name darauf hindeuten könnte. Zum ersten Mal findet sie im Jahr 1213 als *castrum Herberch* Erwähnung, in der Urkunde, mit der Ortolf von Montpreis, der Geburt nach ein Truxner, Hörberg seiner zweiten Gemahlin Gerwige verschrieb. Als Zeugen treten dabei die Hörberger Ministerialen – *milites de Herberch, ministerial Hilgrand et filius eius Wolfhardus* und ihr Verwalter *Heinricus procurator de Herberch* auf (Zahn, Urkundenbuch Steierm. II, 187, n. 124).

Später befand sich die Burg in den Händen von verschiedenen adeligen Familien, zuletzt, bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges, in den Händen der Familie Windischgrätz. Nach dem Kriege wurde sie nationalisiert und ausgeplündert, sie verfiel aber auch allmählich, und erst in den letzten zwanzig Jahren ist es gelungen, den Verfall aufzuhalten und sie größtenteils zu restaurieren.

Bei den baugeschichtlichen Untersuchungen, die inzwischen von dem zuständigen Denkmalpflegeramt in Celje vorgenommen wurden, gelang es, gleich vier exakt untereinander abgesciedene romanische Entwicklungsphasen der Burg festzustellen, die aus dem Zeitraum zwischen 1150 und 1250 stammen.

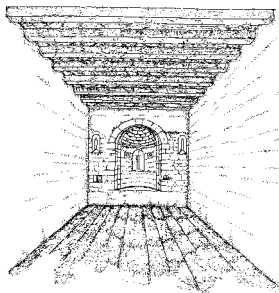
Die erste Entwicklungsphase – um 1150

Auf dem künstlich nur teilweise gechneten Gelände auf dem Berghang der Orlica, oberhalb des

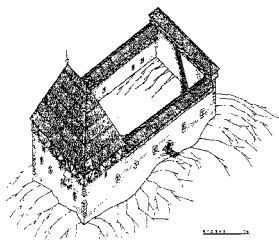
Marktes Podsreda, wurde auf dem rektangulären Grundriß die gleichnamige Burg aufgebaut. Es handelt sich um eine Anlage des einfachen rektangulären Typus mit den Ausmaßen 21,6 m x 41 m, der nur einen Palas und einen ummauerten Innenhof mit der Schildmauer auf der Südseite enthielt. Der ebenerdige Keller war dreiteilig, zugänglich durch ein breites, mächtiges Tor. Die Umfassungsmauer, die in die Höhe von zwei Stockwerken reichte, war auf der Ostseite mit zwei, auf der Westseite aber mit nur einer Reihe von Schießscharten ausgestattet, oberhalb der Mauer verlief aber auf beiden Seiten eine Hurde; das wird angenommen, da wir in der Mauerstruktur keine Spuren einer Zinnenkrone finden konnten.

Die erwähnten Schießscharten ermöglichten schon von Anfang an die Abwehr in zwei oder zusammen mit der Hurde (nach außen vorkragender hölzerner Verteidigungsgang) – sogar drei Ebenen. So konnten die Burginsassen die Annäherung des Feindes vereiteln, zugleich aber wegen der Hurden auch eine perfekte perpendikuläre Abwehr sichern. Dieses System des Burgschutzes wurde noch besonders mit der Schildmauer auf der Südseite betont, die ca. 3 m höher als die übrige Ringmauer und ebenfalls mit einer Hurde ausgestattet war.

Die Burg war von der Westseite her zugänglich. Um zum Eingang zu gelangen, mußte man einen ca. 5 m hohen Felsen überwinden, in den einst womöglich die Stiegen eingehauen waren.

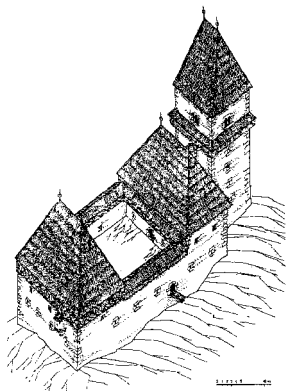


Die Burgkapelle, Rekonstruktionsversuch



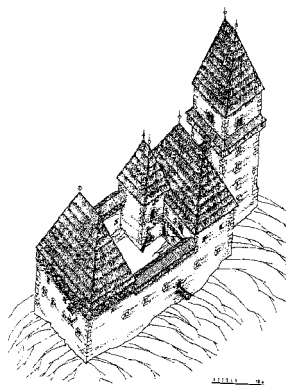
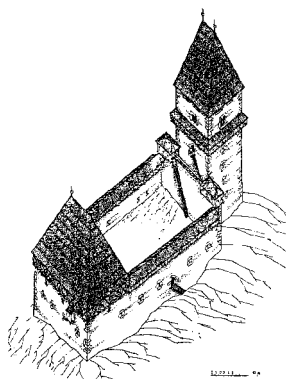
Die zweite Entwicklungsphase Ende des 12. Jahrhunderts

Um die Abwehrfähigkeit der Burg zu stärken, hat man an die Schildmauer den Bergfried angelehnt, der nach der Dicke der Mauer und der Abbildung bei Vischer aus dem Jahr 1681 zu schätzen in die Höhe von sechs oder sieben Stockwerken reichte – davon sind nur noch fünf erhalten. Der Bergfried war durch den Eingang in der fünften Etage auf der Hofseite zugänglich, bevor man aber den zweiten Palas auf der Südseite des Burghofes aufbaute, war er wahrscheinlich nicht so hoch. Das gilt unter der Voraussetzung, daß das jetzige noch erhaltene Portal nur zum Wehrgang unter dem Dachvorsprung führte, auf dessen ehemalige Existenz überzeugende Analogien hinweisen (die oberen Stock-



Links: erste Phase um 1150

Rechts: zweite Phase, Ende des 12. Jahrhunderts



Rechts: vierte Phase, um 1250

werke des Bergfrieds hat man am Ende des 18. Jahrhunderts abgetragen). Der neu aufgebaute Bergfried hat nun die Rolle übernommen, die früher der Schildmauer zukam. Diese behielt die alte Rolle vorläufig nur noch in den beiden freien Teilen der Mauer, die der Bergfried nicht zudeckte.

Links: dritte Phase, Anfang des 13. Jahrhunderts

Rechts: Die romanische Bauweise der Burgmauer



Links: Die romanische Apsis, Ansicht von außen



Die dritte Entwicklungsphase Anfang des 13. Jahrhunderts

Erweiterte Wohnbedürfnisse haben den Bau des zweiten Palas auf der Südseite der Burg hinter dem



Ein Blick in den Burghof vor dem Beginn der Restaurierungsarbeiten

hat nun der Rest der Mauer auf der Schildmauer seinen Sinn verloren, deshalb wurde sie entfernt.

Der Aufbau des zweiten Palas hat nun mehr Wohnräume für die Burghewohner gesichert, deshalb nehmen wir an, daß die beiden Palasse während der ersten Erwähnung der Burg im Jahr 1213 schon bestanden haben.

Die vierte Entwicklungsphase Mitte des 13. Jahrhunderts

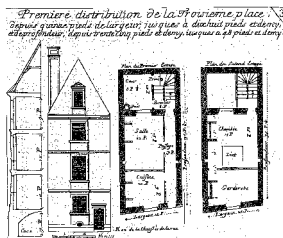
Die Entwicklung der Burg in der Zeit der Romanik war vorläufig abgeschlossen, als man in der Südostecke des inneren Burghofes zwischen der Ringmauer und dem zweiten Palas den Kapellenturm aufgebaut hatte. Heute besteht er aus drei Stockwerken, die früher durch die nur noch teilweise erhaltenen Portale in der Westwand des Turmes zugänglich waren. Die Kapelle befand sich im obersten Geschloß. Im Inneren war sie wegen ihres sakralen Charakters höher als die übrigen Räume in der Burg angelegt, sie war aber auch prächtiger ausgestattet, was besonders bei der mit den Seitensäulen betonten Apsis zum Ausdruck kam. Gedeckt war sie mit einer Holzdecke, ein in die Sitznische umgebautes Kuppelfenster des südlichen Palas verband sie aber mit dem romanischen Rittersaal.

Auch die späteren Jahrhunderte haben auf der Burg ihre Spuren hinterlassen, doch ist ihre romanische Bausubstanz mit Ausnahme von Details fast unangetastet geblieben. So kann heute Hörberg geradezu als ein Schulbeispiel für eine romanische Ministerialburg angesehen werden und zugleich auch als ein Schlüssel zur Deutung von anderen Burgen dieser Art, die häufig genug in der Steiermark, in Krain und in Kärnten vorkommen.

Weiterführende Literatur, Auswahl:
Ivan Stopar, Burgen und Schlösser in Slowenien, Ljubljana 1991.
Derselbe: Romanski grad Podsreda v novi luči, Varstvo spomenikov, 28. Ljubljana 1986.
Derselbe: Grajsko stavbo vzhodni Sloveniji V. Med Koryjanskim in poročjem Save. Ljubljana 1993 (mit deutscher Zusammenfassung).

sechziger Jahren, mit der Semiotik in den siebziger Jahren, mit der Geschichte in den achtziger Jahren. Jetzt scheint die Ökologie an der Reihe zu sein.

Was not tut, ist allerdings nicht eine weitere oberflächliche Liebelelei. Not tut eine ernsthafte und vertiefte Auseinandersetzung mit einer Problematik, die keineswegs eine Entdeckung oder ein Prärogativ unserer Epoche ist, in unserer Epoche aber eine zentrale Position einnimmt.



3. Platz,
1. Distribution

Ein Haus kann beispielsweise Energie einsparen, indem für die Beheizung der Räume und des Wassers die von Sonnenkollektoren erzeugte Wärme benutzt wird. Doch ein Haus kann Energie auch einsparen, wenn es genau nach der Sonne ausgerichtet ist, wenn sämtliche Räume auf natürliche Weise erhellt werden, wenn die nach Norden geöffneten Fenster klein und die nach Süden geöffneten Fenster groß sind, wenn die Mauern (und natürlich auch die Fenster) wirksam isoliert sind, wenn ein anderes Gebäude oder ein Baum es vor dem kältesten Wind schützen, wenn die Materialien, aus denen es besteht, für ihre Herstellung keine energieaufwendigen Verfahren benötigen. Und ein Haus kann die Umweltbelastung verringern, wenn es sich an einem Ort befindet, wo seine Bewohner nicht gezwungen sind, ständig große Entfernungen mit dem Auto zurückzulegen, wenn es nur mit wirklich notwendigen Installationen ausgestattet ist (und nicht mit solchen, die jeden Augenblick und zu jeder Jahreszeit auf vollklimatisierte Räume abzielen) und wenn diese Installationen möglichst „sauber“ sind. Umweltbewusstsein muß nicht unbedingt gezeigt oder gar zur Schau getragen, sondern reflektiert und möglicherweise unscheinbar umgesetzt werden.

Die äußerste Konsequenz der Achtung vor der Natur bedeutet allerdings, sie zu belassen, wie sie ist. Die größte Energieeinsparung erreicht man, indem man überhaupt keine Energie verbraucht. Die geringste Umweltverschmutzung entsteht, wenn überhaupt keine Abfälle produziert werden. Das

ökologischste Haus, die ökologischste Stadt sind jene, die gar nicht erst gebaut werden.

In der Tat ist eine unserer kostbarsten und wichtigsten Ressourcen die Landschaft. Man kann aufhören, sie zu konsumieren, indem man aufhört, neues Bauland auszuweisen. Für die europäische Stadt ist das nicht nur möglich, sondern notwendig. Unsere Bevölkerung nimmt nicht mehr zu, und die auf die Migrationsbewegungen und das Anwachsen der individuellen Standards zurückgehenden Anpassungen können stattfinden, indem die Stadt verdichtet und konsolidiert wird. Mit anderen Worten: indem die bereits urbanisierten und zur Verfügung stehenden Gebiete besser genutzt werden. Das würde zudem der Effizienz der Infrastrukturen und der Intensität des städtischen Lebens zum Vorteil gereichen.

Auch die bestehenden Architekturen müssen mit mehr Bedacht verwendet werden. Städte, Dörfer und Landbereiche stehen voll untergenutzt oder gar verlassener Gebäude, die restauriert und wiederbelebt werden sollten, statt neben ihnen, auf Bodenflächen, die frei bleiben könnten, neue Häuser zu bauen.

In einer solchen Perspektive gewinnt die Denkmalpflege über die ihr eigenen historischen kulturellen Funktionen hinaus auch eine eminente aktuelle Dimension: jene der Schonung unserer Umwelt und unserer Ressourcen. Ein erhaltenes, renoviertes, revitalisiertes Gebäude verhindert, daß ein neues gebaut wird; verhindert also den Verbrauch von Landschaft, Rohstoffen und Energie. Ein erhaltenes, renoviertes, revitalisiertes Gebäude hilft sparen. Mancher Bauherr, der für Bauerhaltungsarbeiten Ausgaben hatte, die jenen eines Neubaus nahekommen oder sie sogar übersteigen, wird an dieser Stelle widersprechen wollen. Fügt man jedoch den unmittelbaren Baukosten, die der einzelne direkt zu tragen hat, jene hinzu, die mittelbar der Gesellschaft entstehen, fällt die Rechnung eindeutig gegen das Neubauen und zugunsten der Sanierung aus.

Es muß weniger gebaut werden, als man gemeinlich vermutet; aber freilich muß gebaut werden. Auch in Europa. Doch wenn es sich schon als notwendig erweist, Neuhäuser zu errichten, sollten diese so entworfen und konstruiert werden, daß sie möglichst umweltschonend ausfallen. Und dazu gehört in erster Linie, daß sie möglichst lange halten. Jedes Haus stellt nicht nur einen gewaltigen Wert an Arbeit, Energie und Materialien dar, sondern auch eine potentielle Schutzdeponie. Noch fördern der Grundstücksmarkt und die Abschreibungsmechanismen in den kapitalistischen Ländern die rasche Folge von Abriss und Neubau. Doch das ist ökologisch unverantwortlich, volkswirtschaftlich inakzeptabel und wird bald auch privatökonomisch nicht bestehen können.

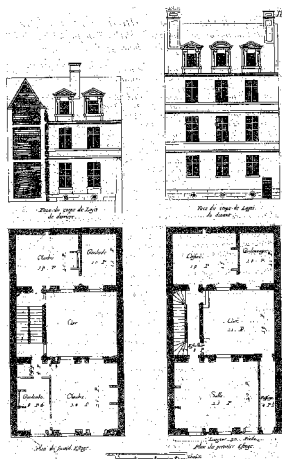
Architektur und Stadt können keine Wegwerfprodukte sein; sie müssen dauern. Und zwar nicht nur physisch, sondern auch ästhetisch. Unsere Häuser, unsere Städte dürfen nicht wie modische Objekte gestaltet sein, dem gerade gültigen Geschmack bedingungslos untergeordnet und darauf ausgerichtet, eben eine Saison zu halten, um dann von neuen, noch modischeren Objekten ersetzt zu werden. Sie müssen über den kurzlebigen Trends stehen. Und eine Ästhetik ihr eigen nennen, die zwar dem Geist ihrer Epoche entspringt, zugleich aber an die Vergangenheit anknüpft und in die Zukunft weist.

Eine derartig substantielle Ästhetik, die über lange Zeiträume hinweg Gültigkeit behält, wird keine individualistische sein können. Jedes architektonische und städtebauliche Werk, das über die schlichte materielle Funktionserfüllung hinausgeht und eine kulturelle Dimension besitzt, ist notwendigerweise Zeugnis der Haltung seines Autors oder seiner Autoren. Es ist aber nicht notwendigerweise sein Abbild. Die Eitelkeit der Architekten, zusätzlich gereizt und gefördert von jener der Bauherren, die an der Aura ihrer Auftraggeber teilzuhaben begehren, führt zusehends zur narzisstischen Pflege eines eigenen Images, das die ständige Wiederholung der gleichen Bilder in fast immer ungleichen Situationen verlangt. Die baulichen „Duftmarken“, die damit in Fundamentar fallengelassen werden, befriedigen zwar die vordergründigsten Bauherrenwünsche und besetzen ein Territorium, tun aber nichts dazu, dieses Territorium in einer sinnvollen und ihm kongenialen Weise weiterzuentwickeln. Ihre Daseinsberechtigung und ihren ephemeren Glanz schöpfen sie aus der (meist gleichermaßen ephemeren) Berühmtheit ihres Urhebers, kommt diese abhanden, hinterläßt sie ebenso unverwechselbare wie entfremdete Spuren, derer das gleiche Publikum, das eben noch enthusiastisch Beifall geklatscht hatte, sofort überdrüssig wird.

An die Stelle eines solchen Jahrmarkts der Eitelkeiten, an die Stelle von kleinen und großen Unterhaltungsmaschinerien, die zum passiven Konsum ihrer Reize nötigen, müssen eine Architektur und eine Stadt treten, in denen sich die Sinne ausruhen können, eigenständiges Nachdenken angeregt und ein neues soziales Selbstbewußtsein geschaffen wird: eine Architektur und eine Stadt der Neutralität. Diese Eigenschaft widerspricht auf den ersten Blick den immer wieder, durchaus auch lauthals geäußerten Bedürfnissen der Menschen nach konkreten, figurlichen, gut verständlichen architektonischen und städtebaulichen Zeichen, nach Vertrautheit, Wärme und Gefühl. Doch gerade indem sie sich der unmittelbaren sinnlichen Aneignung entzieht, befreit sie das Bauen von der Einengung einer besonderen Aussage für eine besondere Kundschaft in einem besonderen historischen Augenblick. Dadurch gewinnt sie eine Universalität

und eine Zeitlosigkeit, die der Öffentlichkeit und Dauer von Gebauten entsprechen.

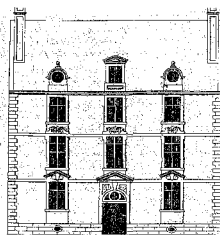
Die Forderung nach einer substantiellen und dauerhaften Ästhetik für Architektur und Stadt führt geradezu zwangsläufig zur fragilen Utopie der Normalität. Das Bauen muß sich nicht ständig von Grund auf erneuern. Die euphorische und leichtfertige Begeisterung für das Neue um des Neuen willen ist eine der verhängnisvollsten Erbschaften aus der Epoche der Avantgarden. Damals, vor dem



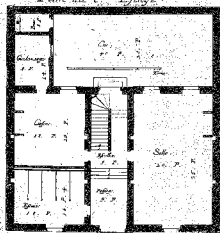
6. Platz,
1. Distribution

Hintergrund des weitverbreiteten schwerfälligen Akademismus des späten 19. Jahrhunderts, galt: Was nicht neu ist, ist nichts wert. Heute hat sich die Situation genau umgekehrt: Es ist viel zu vieles neu. Und viel zuviel ist es ohne Grund. Die unentwegte Veränderung aber stellt nicht nur eine Verschwendung dar, sie verhindert das geduldige Aufbauen auf das, was Vorgänger erarbeitet haben, und das gründliche Vertiefen dessen, was man selber erreicht hat. Bis zum 18. Jahrhundert bestanden Architektur und Städtebau größtenteils darin, winzige, nahezu unmerkliche Verbesserungen an dem Vorgefundenen anzubringen. Heute scheinen sie darin zu bestehen, das Vorgefundene radikal zu verändern – egal, ob es dadurch besser wird oder nicht. Der Mythos der Innovation als eigenständiger Wert muß aufgegeben und die Innovation selbst nur dort eingesetzt werden, wo sie wirklich

vonnöten ist. Das scheint resignativ, ist jedoch die größte gegenwärtig denkbare Herausforderung. In einer Zeit wie der unsrigen benötigt man ungleich mehr Mut, Talent und Energie, um etwas Konventionelles zu realisieren als etwas Ausgefallenes. Das Naheliegende ist die größte Provokation.



*Dessin de coupe de l'église de Rouen
P. Lenoir, dit le 1. 18. 18. 18.*



8. Platz

Denn gerade dadurch, daß sie an (oft schlechten) Gewohnheiten und an (oft vermeintlichen) Bedürfnissen rütteln, laden Neutralität und Normalität zum kritischen Nachdenken ein, zwingen zuweilen sogar dazu. Wenn nicht das Gewünschte gewährt wird, der kommt um die Reflexion der eigenen Wünsche und ihrer Legitimität nicht herum. Im Gegenteil dazu führt die nachgiebige Bedürfniserfüllung das Bauen schnurstracks auf den betulichen Zustimmungskurs, der die Grundlage der Konsumgesellschaft bildet. Es wird angeboten, was gewollt wird. Gewollt wird aber zunächst stets nur das, was auf den geringsten politischen und kulturellen Widerstand stößt. Und das ist, wie sich sattemerweisen hat, nicht immer politisch und kulturell das Beste.

Doch sind es mitnichten nur wirtschaftliche und ökologische Argumente, welche die materielle und konzeptionelle Dauerhaftigkeit der Architektur und der Stadt fördern. Auch ihre soziale Dimension verlangt ihre Stabilität.

Spätestens seit Ernst Bloch läßt sich Bauen als Produktionsversuch menschlicher Heimat definieren und Heimat selbst als einen Ort verstehen, wo man zwar nicht geboren zu sein braucht, mit dem man aber Gelegenheit hatte, über einen längeren Zeitraum freiwillig vertraut zu werden, genauso wie mit den Menschen, die an diesem Ort leben. Auch als einen Ort, wo man für sich selbst und für andere Verantwortung tragen kann und muß. Nach dieser Definition ist die biographische Konstanz ein essentieller Bestandteil von Heimat, und das, was sich dieser Konstanz entgegenstellt, ein Stück Heimatverlust.

Demnach ist eine Gefährdung des Wohnumfelds, eine unzumutbare Preissteigerung, gar eine Entmietung ein Element von Heimatverlust – aber auch ein Abbruch. Vertrautheit stellt sich ein, wenn man über eine gewisse Zeit an einem Ort sesshaft ist, der als solcher weitgehend unverändert bleibt. Ändert sich der Ort rasch und grundlegend, führt auch die intensivste Sesshaftigkeit nicht dazu, daß man in ihm heimisch wird.

Jeder Abbruch in einer Stadt oder in einer Landschaft, die uns vertraut ist, vermindert diese Vertrautheit. Wer hat das nicht schon erlebt: Man entdeckt an der Stelle, wo einst ein Haus stand, vielleicht nicht einmal ein besonders schönes, eine von der Abrißbirne eingebrochene Lücke und spürt einen Hauch von Trauer. Man verzeichnet einen Verlust. Mancher Verlust muß notwendigerweise erlitten werden: Die Stadt, die Landschaft muß sich erneuern, muß sich neuen Bedingungen anpassen, um überlebensfähig zu bleiben. Werden die Verluste allerdings zu groß, büßt der Ort seine Erkennbarkeit ein. Und auch wer bleibt, wird dadurch von seiner Heimat vertrieben, daß diese demontiert und allmählich ausstrahlt wird.

Die Grenze zwischen dem, was erhalten zu werden hat, und dem, was an Erneuerung zumutbar und nützlich ist, muß immer wieder neu abgesteckt werden. Je nach Ort, Situation und historischem Augenblick wird sie anders verlaufen.

Als Victor Hugo für die Aufnahme in die Académie Française vorgeschlagen worden war, wurde nicht einmal ihm der zum Ritual gehörende lästige Besuchsrundgang bei den Mitgliedern der hochangesehenen Institution erspart. Unter denen, die er um Unterstützung zu bitten hatte, befand sich der Philosoph Pierre Paul Royer-Collard. Vor dem greisen Herrn sitzend, begann Hugo mit der Aufzählung und Kommentierung des eigenen Werks.

Aber schon bald mußte er einsähen, daß der alte Philosoph, der ihm gegenübersaß, nicht das geringste Zeichen des Erkennens gab, als er den Schriftsteller über „Notre-Dame de Paris“ und „Les Misérables“ reden hörte, bereits damals berühmte Werke. Nach einer Reihe fruchtloser Versuche, et-

was Eigenes zu finden, das auch der Greis kennen würde, rief Hugo verzweifelt: „Aber, Monsieur, lesen Sie denn nicht?“ Worauf Royer-Collard ungerührt erwiderte: „Junger Mann, in meinem Alter liest man nicht; man liest wieder.“

Wir leben, so scheint es zuweilen, in der Zeit der Royer-Collard. Nachdem die große Euphorie des Neuen vorüber ist, die in den fünfziger Jahren begonnen und in den sechzigern und siebzigern ihren Höhepunkt erreicht hat, nachdem die trügerischen Hoffnungen, daß die revolutionären Ideologien die Welt verändern würden, in Rauch aufgegangen sind, lesen wir, in Ermangelung einer Zukunft, der man mit Optimismus entgegenblicken kann, die Vergangenheit neu. Alles, was wir sagen können, ist vermeintlich bereits gesagt worden; alles, was wir tun können, bereits getan. Es bleibt nur, das Alte wieder hervorzuholen, zu erhalten, zu warten, zu restaurieren.

Ich bin, und habe es immer wieder betont, unter den ersten, die die Bedeutung der Geschichte in der Kultur der Architektur und der Stadt (und nicht nur in dieser) vertreten. Sie ist eine aufklärerische Kraft, die in eine Zukunft weist, die sich nicht unkritisch oder gar affirmativ gebärdet. Zu Recht mahnte George Santayana in „The Life of Reason“ (1908): „Those who cannot remember the past are condemned to repeat it.“ Gerade deswegen erschreckt mich jedoch die Ideologie der globalen Erhaltung. Wenn wir alles unterschiedslos aufbewahren, laufen wir Gefahr, die Welt, in der wir leben, mit Relikten der Vergangenheit zuzubauen. Und zuzulassen, daß diese Relikte nicht nur sich gegenseitig neutralisieren, sondern auch uns an jeder neuen Bewegung hindern.

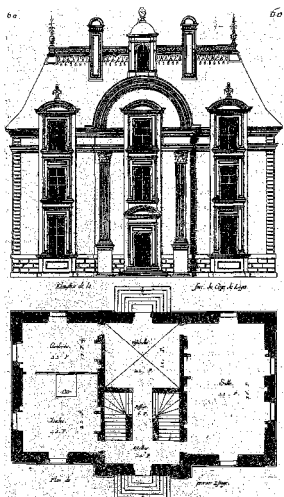
Gewiß: Man muß erhalten, um zu erinnern. Doch alles erinnern wollen, heißt das Risiko eingehen, alles zu vergessen. Wer das eigene Universum in ein großes Gedächtnis verwandelt, löscht es aus.

Daher tut es not, von einigen Dingen Abschied zu nehmen, um andere besser zu bewahren. Es tut not zu entscheiden, was von dem Geschaffenen vor unserem Vergessen und für diejenigen, die nach uns kommen, gerettet werden soll, und was nicht. Es tut, kurz gesagt, eine Strategie der Bewahrung not. Ein Projekt der Erhaltung.

Voraussetzung für ein derartiges Projekt ist ein Werturteil: Was verdient, daß man es erhält? Und was kann beseitigt werden, um Platz für Neues zu schaffen? Die Verweigerung eines solchen Werturteils führte vor einigen Jahrzehnten zu einer unkritischen und verderblichen Zerstörung und führt heute zu einer ebenso unkritischen (und ebenso verderblichen) Erhaltung. Und genau dieses Urteil wird beharrlich von uns gefordert.

Denn nachdem wir versucht haben, unsere historischen Städte dem Erdboden gleichzumachen, nei-

gen wir heute dazu, sie als Museen ihrer selbst zu erhalten. Nachdem wir unsere Häuser und Wohnungen verunstaltet haben, versuchen wir, sie einzubalsamieren.



13. Platz

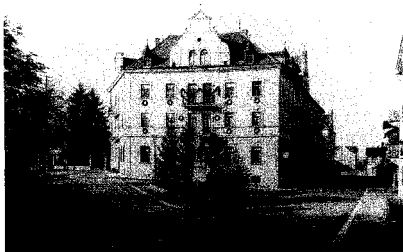
Wie die totale Zerstörung bis vor kurzem als eine Äußerung progressiven Muts hingestellt wurde, so wird die totale Erhaltung heute als Schutz der Identität ausgegeben. In Wirklichkeit schützt sie gar nichts; das Gedächtnis homologisierend, verwischt sie auch noch jene Unterschiede, welche die notwendige Grundlage für die Identität bilden. Man darf nicht wahllos akkumulieren; man muß, im Gegenteil, unterscheiden, bewerten, auswählen – auch und vor allem in der Erinnerung.

Wie jede Epoche, muß auch unsere Stellung gegenüber der Gegenwart und der Vergangenheit beziehen. Worum es dabei weit über die Identität unserer Zeit hinaus geht, ist unsere Fähigkeit, einen Beitrag zur Konstruktion einer Geschichte der Kreativität zu liefern. Mit anderen Worten: unsere Fähigkeit, ein Buch nicht nur wiederzulesen, wie es dem alten Royer-Collard gefiel, sondern auch zuweilen ein neues auszudenken und zu schreiben und damit die große Bibliothek der menschlichen Kultur benutzbar und lebendig zu erhalten.

Literaturhinweis:
Vittorio Magagnoli Larrapagnani, Die Modernität des Dauerhaften. Essays zu Stadt, Architektur und Design (Wagenbach), Berlin 1995

Ergänzung im Stadtbild Füßens – der Luitpoldpark

Olivier Freiherr von Beaulieu Marcomnay



Füßen, Wittelsbacher Denkmal und ehemaliges Hotel, Aufnahme von 1910/12

Im 700. Jahre ihres Stadtrechts erhielt die Stadt Füßen im Innenstadtbereich ein neues Zentrum, den Luitpoldpark, und schafft dadurch den urbanen Anschluß des Bahnhof- und Postbereichs an die historische Altstadt.

1995 feierte Füßen mit vielen Veranstaltungen neben anderen wichtigen historischen Daten sein 700jähriges Stadtrecht. Die im Anschluß beschriebene städtebauliche Lösung des Luitpold-Zentrums wurde zum Ende des Jubiläumsjahres fertiggestellt. Nur die enge und gedeihliche Zusammenarbeit mit dem Bauamt der Stadt, dem Kreisbauamt und auch den Dienststellen der Regierung und den entsprechenden Ministerien und nicht zuletzt mit dem Landesamt für Denkmalpflege machte es möglich, die gestellten Aufgaben in dieser Form zu lösen.

Füßen, Fickbau mit Luitpolddenkmal



Zwischen der ehemals mit Mauern umgebenen Altstadt Füßens und dem nordöstlich davon befindlichen Bahnhof liegt in der Gabelung zwischen der außerhalb parallel zur alten Mauerlinie verlaufenden Luitpoldstraße und der davon abzweigenden Bahnhofstraße die Planungs-Fläche. Ehemals stand dort ein Hotel, das später als Gymnasium diente. In diesem Gebäude befand sich auch der früher bei den Füßener Bürgern beliebte Festsaal der Stadt. In der Planungszeit war an der Stelle des alten Hotel- bzw. des Gymnasium-Baus eine wenig attraktive Parkfläche angelegt, dahinter befand und befindet sich das alte ehemals königlich-bayerische Postamt, damals als Hotel und Lokal unterer Kategorie genutzt. Dieser Bau aus den Jahren 1900–1905 stand und steht trotz innerer Umbauten unter Denkmalschutz. Daran schließt sich der ehemalige Von Freyberg-Park an.

Die Planungsaufgabe bestand darin, an dieser Stelle ein Hotel mit 130 Zimmern, mit Konferenz- und Gasträumen sowie einem 500 qm großen Fitness-Zentrum und einem zusätzlichen Einkaufszentrum mit 20 verschiedenen kleinen Läden und einem SB-Markt (insgesamt 2000 qm) zu schaffen. Hinzu kamen einige Arztpraxen, Büros und mehrere Wohneinheiten mit insgesamt ca. 1.000 qm und eine dreigeschossige Tiefgarage mit 300 Stellplätzen. Die zwei unteren Geschosse der Garage waren als Zivilschutzraum für 3000 Personen auszubauen.

Das neue sogenannte multifunktionale Zentrum sollte neben seiner eigenen Attraktivität auch Verbindung sein zwischen der historischen Altstadt Füßens und dem Bereich von Bahnhof und Postamt. Es war dabei wesentlich, den historischen Baukomplexen Füßens, dem Hohen Schloß und dem ehemaligen Kloster St. Mang, das heute Stadtverwaltung, Bibliothek und Museum beherbergt, keine Konkurrenz zu machen. Es war auch zu beachten, daß das entstehende Gebäude aus allen Richtungen anfahrbar sein sollte.

Der oben erwähnte denkmalgeschützte Bau sollte in den neuen Komplex integriert werden. Der gesamte Baukomplex sollte sich in die Stadt einfügen.

Zwei weitere zusätzliche Aufgaben waren im Zuge dieser Planung mit zu lösen: ein Anschlußbau für den Nachbarn als Verbindung zur dort vorhandenen Bebauung entlang der Luitpoldstraße in Richtung Süden und ein Neubau auf der Parkseite anstelle des baufälligen ehemaligen Freyberg'schen Arbeiterhauses.

Wir entschlossen uns aufgrund der oben angeführten Vorgaben, den baulichen Akzent an die Ecke, d. h. in die Gabelung zwischen Luitpold- und Bahnhofstraße zu legen. Hier wurde ein 30 x 30 m großer Baukörper mit einem zur Ecke hin vorge-setzten Giebel geplant und erstellt. Dieser Bau bildet von seiner Größe her eine Dominanz an dieser Stelle und steht heute als belebter Hintergrund hinter dem an der Gabelung von Luitpold- und Bahnhofstraße inmitten des neuen Kreisverkehr-Rondells wieder aufgestellten Denkmal des Prinzregenten Luitpold von Bayern. Das Gebäude hat zwei Ladengeschosse, die zur Luitpoldstraße hin halb versetzt nach oben und unten angelegt sind. Im unteren befindet sich der SB-Markt, darüber sind kleinere Läden entlang eines Flanierweges um einen überdachten 22 m hohen Lichthof, einer Rotunde, angeordnet, die als Café zum Ausruhen einlädt.

Entlang der Luitpoldstraße neben dem Eckbau öffnet sich der Gebäudekomplex zur Altstadt hin mit einem Hof gerade gegenüber des letzten Stückes der Stadtmauer, durch das die Fußgänger-Passage, aus der Innenstadt kommend, führt. So entsteht ein direkter Fußweg aus der Altstadt über den neuen Hof und die leicht begehbare breite Treppe unter dem längs des Parkes verlaufenden Bau hindurch in den Park selbst und zu Bahnhof und Postamt.

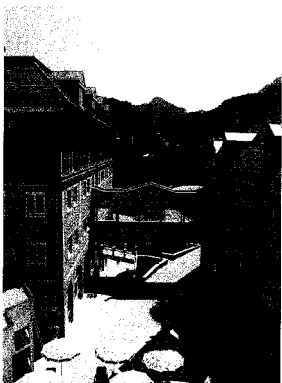
Den Zugang zum teilbegrüntem Hof mit Café und Läden überspannt eine zweigeschossige offene Brücke vom quadratischen Eckbau zum südlichen, den Hof begrenzenden Riegelbau, der zur Luitpoldstraße hin um 30° abgewinkelt ist und damit den Hof zur Luitpoldstraße hin weiter öffnet. In dieser Erweiterung steht ein ebenerdiger kleiner Rundbau als Überdachung für Fahrstuhl und Treppe zum unteren Ladengeschoss des Eckbaus mit dem SB-Markt, der wiederum von der Bahnhofstraße aus fast ebenerdig erreichbar ist. Fahrstuhl und Treppe führen weiter in die drei Untergeschosse der Garage bzw. in den Schutzraum. Durch diesen Zugang ist für den Garagenbenutzer ein guter fußläufiger Anschluß zur Stadt und zu den neuen Läden des Zentrums gegeben.

Entlang der Luitpoldstraße steht südlich im Anschluß an die Öffnung des Hofes der Doppelgiebel des den Innenhof südlich begrenzenden Gebäudes mit der großen Einfahrt für die Hotel- und Laden-Anlieferung im geschlossenen Ladehof des Komplexes, der Anfahrt für den rückwärtigen Hof des südlichen Nachbarn wie auch der Feuerwehrum-fahrt und der Entsorgung. Gleichzeitig befindet sich hier der Fußgänger-Zugang zum Nachbarhaus. Der anschließend folgende schmale Nachbar-Neubau schließt die Lücke zum Altbau des Nachbarn und damit die Straßenfront.

Von dem eben erwähnten südlichen Nachbarn aus ist die Durchfahrt völlig geschlossen, und darüber

wird der südliche Riegelbau sichtbar, der auch, wie oben beschrieben, den Innenhof nach Süden begrenzt und abschließt.

Die westliche Gebäudefront zum Freyberg'schen Park hin erhielt zwei neue Giebel von Süden aus als Reihung zu dem nördlichen, an der Bahnhof-



Innenhof mit Brücke



Blick zum Innenhof

straßen-Ecke stehenden Giebel des im gesamten Komplex integrierten Altbau.

Im Parkbereich selbst steht im Süden völlig umgrünt der quadratische Neubau mit Wohnungen

Modell, Ansicht von der Bahnhofstraße; Gelb: Altbau; Hellblau: Hoteleingang, Restaurant; Rosa: Eckbau



Dasselbe Modell, dieselbe Ansicht (von der Bahnhofstraße), aus einer anderen Perspektive



für das Hotelpersonal an der Stelle des früheren, wegen Baufälligkeit abgerissenen Arbeiterwohnhauses. Im Norden an der Straße im Bereich des Altbaues befindet sich die gerundete Ausfahrt der Tiefgarage.

Von der Bahnhofstraße aus gesehen stehen die Fassaden des Eckbaus auf der östlichen und die des Altbaues auf der westlichen Seite am Park. Beide werden durch den Hotel-Eingangsbau mit seiner facettierten gläsernen Fassade verbunden oder auch optisch getrennt.

Wie oben bereits geschildert, war es das Anliegen des Architekten, hier an dieser Stelle der Stadt keinen übergroß wirkenden Komplex entstehen zu lassen. So wurden die Teilbauten bewußt als gesonderte Einzelteile konzipiert und behandelt, um auf diese Weise eine Summe von einzelnen, sich besser einfügenden Einheiten entstehen zu lassen, wodurch auch die Integration des Altbaues besser erreicht werden konnte.

Die gewünschten Verbindungen und Anschlüsse von Innenstadt, Bahnhof und Post sind auf diese Weise gut erreicht und hergestellt worden. Die neu geschaffenen Fußwege verbinden gleichzeitig die neu entstandenen Läden und Lokale mit der Stadt, sie beleben den ganzen Komplex und integrieren auf diese Weise auch die Gäste des Hotels, seiner Gaststätten und des Fitness-Centers in das städtische Leben. So gesehen ist der gesamte Neubaukomplex mit der Stadt verwoben und in die Stadt integriert.

Der neu geschaffene Kreisverkehr macht die Zu- und Abfahrt für die gesamte Anlage aus und in jede Richtung möglich, bindet das neu aufgestellte Luitpold-Denkmal gut in die neue Situation ein und gibt ihm wieder einen entsprechenden Akzent.

Das gesamte Ensemble umfaßt rund 80.000 cbm umbauten Raum auf einem 4.800 qm großen Grundstück. Die gesamten Nutzflächen der Gebäude betragen 12.300 qm.

Erstaunliche Pflanzenvielfalt in der Umgebung von Burgen und Burgruinen

Eleonore Hohenberger

Bei Annäherung an eine Burg oder Burgruine ist sukzessive eine deutliche Veränderung der Flora zu beobachten. Drei Phänomene sind es, die ins Auge fallen. Zum ersten nimmt die Artenzahl im Vergleich zum Umland zu, das heißt, Pflanzenarten treten auf, die sonst weit und breit in der umgebenden Landschaft nicht zu finden sind. Als zweites zeichnet sich die Flora im Umfeld von Burgen durch höhere Ansprüche an den Standort aus, vor allem an den Nährstoffgehalt des Bodens. Ein drittes Phänomen ist das Auftreten von Gartenpflanzen in der Umgebung von Burgen, bei denen es sich um Überreste aus den ehemaligen Burggärten handelt. Demnach kann festgehalten werden, daß Burgen und Burgruinen die Flora der Landschaft bereichern, wie Heinrich Vollrath es formulierte.¹⁾

Gärtnerische Nutzung des Burgareals

Um die heutige Flora im Umfeld von Burgen verstehen und würdigen zu können, ist der Rückblick auf die ehemalige Flora geboten, zu jener Zeit, als die Burg noch ihrer Bestimmung diene, also bewohnt und bewirtschaftet war. Zu beachten ist hierbei, daß zur Anlage eines Gartens und zur sonstigen Bepflanzung in der Regel wenig Platz vorhanden war. Dazu kommt die Lage der Burg auf Hügeln, Bergen oder Felsriegeln, was eine gärtnerische oder landwirtschaftliche Nutzung sehr erschwerte. Als charakteristisches Beispiel sei die Plassenburg zu Kulmbach genannt, von deren Umfeld es hieß, es sei „mit Gärten und Obstwäldern so schön bekleidet“. Detaillierte Angaben erarbeitete Rainer Herzog²⁾, der nachweisen konnte, daß hier eine Fläche von ca. 25 Acker in Parzellen eingeteilt und zur Bewirtschaftung an Kulmbacher Bürger übergeben worden war. Diese mußten teilweise Obst und Wein abliefern oder auch den kleinen Zehnt von den erwirtschafteten Erträgen entrichten. Erzeugt wurden vor allem Wein, Obst, Heu und Grummet sowie „kraut und ruben“. Anmerkung: Das alte Flächenmaß „Acker“ ist heute nicht mehr eindeutig zu definieren.

Zu betonen ist jedoch, daß wohl kaum eine Burg einen ausgedehnten Garten besaß, denn die Verteidigungsfunktion stand durchwegs an erster Stelle. Wenn ein Garten vorhanden war, dürfte es sich meistens um Würz- und Kräutergärten gehandelt haben. Aber auch der „Lustgarten“, allerdings vielleicht eher ein Lustgarten, bei Albertus Magnus



(1193–1280) zum ersten Mal erwähnt, dürfte nach Möglichkeit realisiert worden sein. Hier wäre auch das erotische Moment einzuflechten, denn für die Liebe – die Minne – ist der Garten konkret und symbolisch von zentraler Bedeutung: Die Liebe sowie auch die Geliebte im Garten wurden als „daz lebende paradis“ betrachtet.³⁾ Neben heilsamen und würzigen Pflanzen enthielt der Burggarten auch eine Reihe von Zierpflanzen und vielleicht auch eine Rasenfläche, zumindest aber eine Rasenbank, denn „Das Auge wird durch nichts so erfreut wie durch feines Gras“, so die Aussage von Albertus Magnus. Um eine Parallele zur Gartenkultur des ausgehenden 20. Jahrhunderts herzustellen: Was Albertus Magnus „Lustgarten“ nennt, bezeichnen wir heute als „Wohngarten“. Moderne Gartenarchitekten weisen dem Wohngarten bei ihren Planungen eine tragende Rolle zu.

Recht gut bekannt sind die Pflanzenarten mittelalterlicher Gärten. Wichtige Quellen sind das „Capitulare de villis et curtis imperialibus“ Karls des Großen und Ludwigs des Frommen, die medizinisch-botanischen Werke der Äbtissin Hildegard von Bingen sowie mittelalterliche Bildtafeln, wie zum Beispiel vor allem das „Paradiesgärtlein“ des Oberrheinischen Meisters um 1410.

Sehr anzuerkennen sind Impulse zur Rekonstruktion mittelalterlicher Burggärten bzw. zur didaktisch aufbereiteten Präsentation des mittelalterlichen Repertoires an Nutz-, Würz-, Heil-, Zauber- und Zierpflanzen, wie es zum Beispiel auf der Marksburg bei Braubach am Rhein in vorbildlicher Weise rea-

Kräutergarten auf der Marksburg bei Braubach/Rhein: Hexen- und Zauberpflanzen und Aberglaubens

¹⁾ Vollrath, Heinrich: „Burgruinen bereichern die Flora.“ Ein Beitrag zur Flora des Oberpfälzer Waldes, in: *Berichte der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft Bayreuth*, Bd. X, 1958/60, S. 150–172

²⁾ Herzog, Rainer: „... mit Gärten und Obstwäldern so schön bekleidet“ Zur Entwicklung von Gartenbau und Gartenkunst auf der Plassenburg ob Kulmbach, in: *Bayerische Schlösser – Bewahren und Erforschen, Forschungen zur Kunst- und Kulturgeschichte*, Bd. V, München (Bayerische Verwaltung der staatlichen Schlösser, Gärten und Seen), 1986, S. 169–206

³⁾ Hennebo, Dieter: *Gärten des Mittelalters*, Artemis Verlag, München und Zürich, 1987, S. 52

liert wird. Zahlreiche der im eben genannten Burggarten bzw. in den oben angegebenen Quellen aufgeführten Pflanzen sind bis heute im Umfeld von Burgen und Burgruinen zu finden.

Die Lebensbedingungen für Pflanzen im Umfeld einer Burg

1. Der Bereich um Burgen und Burgruinen zeichnet sich durch eine beachtliche Anreicherung des Bodens an Nitrat und Phosphat aus. Dies ist eine Erscheinung aller menschlichen Ansiedlungen, so daß die Burgflora eine Reihe von Pflanzenarten mit der dörflichen oder städtischen Ruderalflora, also dem Pflanzenbestand ungenutzter Flächen, gemeinsam hat. Besonders auffallend ist dieser Typus von nährstoffbedürftigen Pflanzen, wenn die Burg in Bereichen mit ausgeschagerten Böden steht, wie es Vollrath unter anderem für die Ruine Frauenstein (Oberpfalz) beschreibt, die sich auf einem „geröllreichen, wasserarmen, unfruchtbaren Gneisrücken erhebt“.)

2. Das Umfeld einer Burg ist stets relativ reich an Kalk. Dies prägt sich in bezug auf den Pflanzenbestand besonders dann in teilweise frapperender Weise aus, wenn es sich um Standorte auf sauren, silikatreichen Bergnicken und Felsköpfen handelt, wie etwa auf dem Buntsandstein des Wasgaués sowie auf Granit und Gneis im Fichtelgebirge und dem Oberpfälzer Wald. Der Kalkgehalt des Bodens wurde im Laufe der Zeit durch herabrollende Mörtelteilchen erhöht. Mörtel wurde im Mittelalter aus gelöschtem Kalk, rohen Eiern und grobem Sand hergestellt.)

3. Im Umfeld von Burgen und Burgruinen findet man häufig sogenannte „Burggartenflüchtlinge“. Dieser Begriff bezeichnet Pflanzen, die ehemals im Burggarten angehau wurden, später verwilderten und teilweise bis heute die Flora um Burgen herum bereichern.

4. Burgen besitzen meistens eine exquisite Mauerfugenflora, häufig aus Pflanzen bestehend, deren ursprüngliches Verbreitungsareal der Mittelmeerraum war.

1. Burgpflanzen mit hohem Nährstoffansprüchen

Bei diesen Pflanzen handelt es sich um die typischen Kulturfolger des Menschen, die oft noch nach Jahrhunderten eine ehemalige Besiedlung anzeigen. Müll und Ausscheidungen von Mensch und Tier wurden seinerzeit im unmittelbaren Umfeld der Burg „entsorgt“ und reichem bis heute den Boden mit Nitrat und Phosphat an. Dazu kommt, daß Burgen beliebte Ausflugsziele darstellen, so daß für weiteren Nährstoffeintrag gesorgt ist.

So dürfte es wohl keine Burg ohne umfangreiche Bestände der *Großen Brennessel* (*Urtica dioica*)

geben. Auch höchst unbeliebte Gartenwildkräuter sind stets zu finden, wie etwa die *Hundsquecke* (*Agropyron canina*) und der *Giersch* (*Aegopodium podagraria*). Manche der in diesem Kapitel aufgeführten Pflanzen wurden früher als Heilpflanzen eingesetzt, manche heute noch. Giersch zeigt bereits in seinem wissenschaftlichen Artnamen „podagraria“ den ehemaligen Verwendungszweck: Podagra = Gicht.



Die soeben getroffene Aussage, daß es wohl keine Burg ohne Brennessel und Giersch geben dürfte, bedarf allerdings einer Einschränkung. Beide Pflanzen kommen nämlich im allgemeinen nur bei ehemals über längere Zeit bewohnten Burgen vor. Wenn es sich jedoch um Überreste von Fluchtburgen mit nur sporadischem Bewohnen handelt, fehlen meistens diese beiden sowie noch einige andere sehr charakteristische Arten. Dies kann beispielsweise eindrucksvoll beobachtet werden an einem von Wald bewachsenen Burgstall bei Lösau (nw. Kulmbach), von dessen Bau und Gebrauch keine urkundliche Erwähnung bekannt ist, der aber aus dem 10. bis 12. Jahrhundert stammen dürfte und wohl als Fluchtburg konzipiert war. Auf den Resten des Burgstalls selbst sowie im nächsten Umfeld sind jedoch einige etwas anspruchsvollere Waldpflanzen häufiger als im übrigen Landschaftsbereich, so etwa der *Süße Traganth* (*Astragalus glycyphyllos*) und das *Christopfskraut* (*Actaea spicata*). Diese Pflanzen treten auch im Umfeld ehemals bewohnter Burgen auf.

Die *Große Klette* (*Arctium lappa*), Kulturfolgerin seit der jüngeren Steinzeit, wurde volksmedizinisch nach Hildegard von Bingen verwendet, „... wenn jemand Grind auf dem Kopf hat“, und die Wurzel der Klette ist noch heute Bestandteil mancher Haarwässer.

Auch einige Taubnesselarten, vor allem *Weißes Taubnessel* (*Tamium album*), *Gefleckte Taubnessel* (*L. maculatum*) und *Rote Taubnessel* (*L. purpureum*) sind Kulturfolger, teilweise seit der Steinzeit. Dazu kommt häufig noch die *Gelbe Taubnessel* (*L. galeobdolon*), nicht unbedingt Kulturfolgerin, aber nicht selten in Gebüschen und Wäldern auf nährstoffreichen Böden anzutreffen. Sie galt früher als Zauberpflanze der Alchimisten.

Brennessel am Roten Schloß, Waldstein (Fichtelgebirge)

18. 151

18. 150

Siehe 4. Umschlagseite links oben. Drüsenträgendes Springkraut bei der Ruine Lichtenstein (Haßberge)

Wo der Boden zwar nährstoffreich, aber humusarm ist, also im Steinschutt von Mauern oder an Wegrändern, findet sich häufig der *Beifuß* (*Artemisia vulgaris*), bis heute als gallenflüßförderndes Gewürz fetter Speisen gebräuchlich. Hildegard von Bingen empfiehlt ihn sehr, denn „er wärmt den kranken Magen“. Mit dem *Beifuß* vergesellschaftet wächst häufig der *Natternkopf* (*Echium vulgare*), auch *Stolzer Heinrich* genannt.

Als weitere, teils allgemein bekannte, teils weniger bekannte, teils sogar seltene Arten mit hohen Nährstoffansprüchen wären noch zu nennen: *Schwarznessel* (*Ballota nigra*), *Eisenkraut* (*Verbena officinalis*), *Nesselblättrige Glockenblume* (*Campanula trachelium*), *Großes Springkraut* (*Impatiens noli-tangere*), *Fuchs' Greiskraut* (*Senecio fuchsii*), *Bärenklau* (*Hieracium spondylium*), *Gefleckter Schierling* (*Conium maculatum*) – wegen seiner Giftigkeit früher auch „Wütherich“ genannt – sowie der *Hasenlättich* (*Prenanthes purpurea*). Anmerkung: Bei den hier genannten Pflanzen „Bärenklau“ und „Großes Springkraut“ handelt es sich nicht um die beiden wegen ihrer Größe und Konkurrenzkraft inzwischen höchst unbeliebten Neubürger, sondern um einheimische Pflanzen. Allerdings hat sich zumindest das rotblühende *Drüsentragende Springkraut* (*Impatiens glandulifera*) mittlerweile auch in die Flora mancher Burgen eingereicht, wie etwa bei der Ruine Lichtenstein (Haßberge).

Nun noch einige eher seltene Arten: der giftige *Wolfsesenenbut* (*Aconitum lycoctonum*), z. B. an der Ruine Schellenberg (Oberpfalz), sowie die *Vielblütige* und die *Quirblättrige Weißwurz* (*Polygonatum multiflorum* und *P. verticillatum*). Zur selben Gattung gehört das *Kobbe Salomonssiegel* (*P. odoratum*), nachgewiesen bei der Ruine Schwarzenberg (Oberpfalz). Seine Blüten standen früher im Ruf, man könne mit ihnen Schatztruhen öffnen.

Eine Wildform des *Alant*, auch *Dürrwurz* (*Inula conyzza*) genannt, wächst ebenfalls bisweilen am sonnigen Gebüschsaum bei Burgen, häufig gemeinsam mit dem *Wilden Oregano* (*Origanum vulgare*). *Alant* in seiner Wild- und aus traditionellen Bauerngärten bekannten Gartenform war früher ein wichtiges Heilmittel, das „Gift aus der Lunge nimmt“, wie Hildegard von Bingen es ausdrückte.

Farne spielten ehemals als Zauber- und Heilpflanzen eine wichtige Rolle. Neben den allgemein häufig vorkommenden Arten wird bei Burgen oft der *Tüpfelfarn* (*Polypodium vulgare*) gefunden, auch *Engelsüß* genannt, der bei Hildegard von Bingen gegen „Schmerzen in den Eingeweiden“ eingesetzt wurde, allerdings nur für „magere Menschen“. Tüpfelfarn und weitere Farnarten besiedeln auch die Mauern.

Die Kuppen und Hänge der Burgen wurden früher meist sorgfältig gehölzfrei gehalten. Heute findet man häufig Pioniergehölze, wie etwa *Fibresche* (*Sorbus aucuparia*), *Birke* (*Betula pendula*) sowie *Schwarzen* und *Roten Holunder* (*Sambucus nigra* und *S. racemosa*). Auch Baumarten, die sonst in der weiteren Umgebung nicht oder kaum zu finden sind, treten im näheren Umfeld von Burgen auf. So fand Vollrath bei der Ruine Frauenstein (Oberpfalz) die *Bergulme* (*Ulmus scabra*), deren Vorkommen im übrigen Oberpfälzer Wald sonst nicht bekannt war.



Beifuß bei der Plassenburg, Kulmbach

Zusammenfassend wäre zu vermerken, daß sowohl bezüglich der Gehölze als auch der krautigen Flora das Umfeld von Burgen und Burgruinen häufig anspruchsvolleren Arten eine Lebensgrundlage bietet als in der umgebenden Landschaft. Dies gilt selbst für klimatisch ungünstige Stellen, wie es ein Zitat von Vollrath für die Ruine Reichenstein (Oberpfalz) treffend ausdrückt: „Gleich nachdem man an den fremdartig anmutenden dunklen Gneispartien bei Stadlern, zu deren Füßen ein scharfer böhmischer Wind strohgelbes, vertrocknetes Gras peitscht, vorbeigewandert und in den Wald eingetreten ist, beginnt ... eine reiche Flora“.)

Siehe 4. Umschlagseite rechts oben: Natternkopf und Beifuß bei der Plassenburg, Kulmbach

15. 153

2. Kalkliebende Pflanzen im Umfeld von Burgen

Vor allem auf schwer zugänglichen Felsabsätzen wurden nach Vollrath durch herabrollenden Müttel

Wermut bei der
Giechburg (östlich
Bamberg)

günstige Kalkstandorte geschaffen.⁷⁾ Ähnliches gilt für die noch zu erörternde Mauerfugenflora. Aber auch im etwas weiteren Umfeld der Burg werden nicht selten kalkliebende Pflanzen gefunden, oft in recht auffälliger Weise abgesetzt von der übrigen Flora, wenn es sich um Regionen mit sauren Gesteinen handelt. Einige wurden bereits im Kapitel über die Pflanzen mit hohen Nährstoffansprüchen genannt, wie etwa die *Goldnessel*, *Woblbriechender Waldmeister* (*Galium odoratum*), der ebenfalls kalkhaltige Böden bevorzugt, wurde bereits im Mittelalter in Wein eingelegt, ähnlich wie es bis heute in Form von „Bowle“ geschieht. Diesem Getränk wurde eine „herzerfrewende Würckung“ zugeschrieben. *Aronstab* (*Arum maculatum*) wächst meist in großen Mengen um Burgen, die auf Kalkfelsen gebaut wurden, was weiter nicht verwunderlich ist, wie etwa um die Karlbürg bei Karlstadt am Main. Erstaunlich hingegen ist es, daß der Aronstab um die Ruine Frauenstein (Oberpfalz) wächst, also auf Gneis. Die frische Pflanze gilt als stark giftig. Die gekochte Wurzel wurde früher als Heilmittel gegen zahlreiche Erkrankungen empfohlen, z. B. auch bei Hildegard von Bingen. Zwei weitere kalkliebende Pflanzen wachsen im Umfeld von Frauenstein und bei einigen anderen Ruinen, nämlich der *Seidelbast* (*Daphne mezereum*) und die *Mondviole* (*Lunaria rediviva*).



Dunkles Lungenkraut
als kalkzeigende
Pflanze

Siehe 4. Umschlag-
seite links unten:
Seifenkraut und
Färberfamilie, früher
zum Waschen bzw.
Färben von Textilien
verwendet, bei der
Ruine Homburg
(Werntal, nördlich
Karlstadt/Main)

⁷⁾S. 158

Hanf bei der Ruine
Homburg (Werntal,
nördlich
Karlstadt/M.)

Zu den kalkanzeigenden Pflanzen gehören auch die *Bunte Kronwicke* (*Coronilla varia*) und die *Frühlingsplatterbse* (*Lathyrus vernus*), beides Schmetterlingsblütler, das *Dunkle Lungenkraut* (*Pulmonaria obscura*) sowie die *Pfirsichblättrige Glockenblume* (*Campanula persicifolia*), wiederum besonders auffallend, wenn weit und breit kein Kalk im Gelände ansteht. Vollrath beschreibt diese Situation in eindrucksvoller Weise folgendermaßen: „Umso mehr staunen wir über die reiche Kalkflora um und auf der Ruine Schwarzenburg und über den enormen Kontrast besonders gegen die benachbarten Partien des Pfahls mit seiner armseligen Quarziflora.“⁸⁾

3. „Burggartenflüchtlinge“

Besonders auffallend ist im Umfeld von Burgen der *Wermut* (*Artemisia absinthium*). Sein natürli-



ches Verbreitungsgebiet ist das südöstliche Europa. Erstaunlich ist vor allem, daß er im Bereich von Burgen fast bis in 1000 Meter Meereshöhe gedeiht. Dies spricht für das günstige Kleinklima im Bereich vieler Burgen aufgrund der Sonneneinstrahlung.

Nicht sicher ist, ob *Färberkamille* (*Anthemis tinctoria*), *Färberwau* (*Reseda luteola*) und *Seifenkraut* (*Saponaria officinalis*), die auffallend häufig bei Burgen zu finden sind, noch aus jener Zeit stammen, als sie angebaut wurden oder ob es sich um wildwachsende Pflanzen handelt. Kein Zweifel besteht wohl beim *Hanf* (*Cannabis sativa*), der mit Sicherheit früher im Bereich der Burg angebaut und zur Herstellung von Seilen, Matten und gröberen Geweben verwendet wurde. Bis heute wächst der Hanf z. B. bei der Ruine Homburg über dem Werntal nördlich von Karlstadt.

Die *Katzenminze* (*Nepeta cataria*), im *Capitulare de villis* bei den Kräutern erwähnt, ist sicher ein Burggartenflüchtling. Auch sie wächst bei der Rui-



ne Homburg und bei der Marksburg. In der Oberpfalz sind nur drei Fundstellen der Katzenminze bekannt. Alle drei liegen bei Ruinen, nämlich Runding, Stein an der Pfeimd und Flossenbürg.

Besonders in den Burggräben oder sonst an feuchteren Stellen wächst bisweilen die *Erzengelwurz* (*Angelica archangelica*), möglicherweise früher auch in Burggärten angebaut, da sie Bestandteil des „Theriak“ war, einem Allheilmittel der mittelalterlichen Medizin.

Die *Akelei* (*Aquilegia vulgaris*), bisweilen ebenfalls an Burgruinen vorkommend, spielte als Symbolpflanze und als Heilpflanze im Mittelalter eine wichtige Rolle. Sie ist z. B. im „Paradiesgärtlein“ des Oberrheinischen Meisters abgebildet. Sie ist eine der Pflanzen, bei der man sich fragt: Hat sie sich von Natur aus bei der Burg angesiedelt oder ist sie vielleicht ein Burggartenflüchtling?

Auch *Immergrün* (*Vinca minor*), bei vielen Burgen heute zu finden, dürfte früher in Burggärten gewachsen sein. Immergrün ist eine Pflanze, die heute wildwachsend fast nur bei oder auf Siedlungsresten der Menschen vorkommt, also beispielsweise Burgen, Wüstungen und Mauern aufgelassener Weinberge. Recht interessant ist auch, daß an auffallend vielen Burgen eine der beiden Arten der *Zaunrübe* (*Bryonia dioica* und *B. alba*) zu finden ist. Hildegard von Bingen hält nicht viel von der Zaunrübe und warnt vor ihr, daß ihr giftiger Geruch sogar Kröten und Schlangen zum Speien bringe. Nur wer „schlimme Würmer“ in sich habe, solle die Zaunrübe einnehmen. Dennoch spielte sie im Mittelalter eine wichtige Rolle, weil man aus ihrer Wurzel mit einigen Tricks gefälschte, aber täuschend echt aussehende Alraunenwurzeln herstellen konnte, welche seinerzeit sehr teuer waren, da die *Echte Alraune* (*Mandragora*) aus dem Mittel-



Immergrün, an vielen Burgruinen zu finden



Die Zaunrübe rankt sich an Brennesseln hinauf (Ruine Münzenberg).



Ruprechtskraut (oben, rosablühend) an der Heunischenburg bei Mitwitz (Oberfranken)



Weißer Fetthenne an der Plassenburg, Kulmbach



meerraum eingeführt werden mußte. Eine weitere Giftpflanze ist das *Bilsenkraut* (*Hyoscyamus niger*), das ebenfalls bei zahlreichen Burgen zu finden ist. Es war Bestandteil der seinerzeit gebräuchlichen „Hexensalbe“. Auch *Eisenhut* und *Schierling*, die bereits erwähnt wurden, gehören neben einigen anderen Giftpflanzen in dieses berauschende Gebäu.

Schwer zu sagen ist, ob die bei Burgruinen häufig vorkommenden zwei Arten des *Baldrian* (*Valeria-*

Links: Katzenminze, im Capitulare de villis „neptam“ genannt, bei der Ruine Homburg (Werntal, nördlich von Karlstadt/M.)

Rechts: Echte Pimpinelle an der Ruine Altes Schloß, Waldstein (Fichtelgebirge)

Siehe 4. Umschlagseite rechts unten: Efeu an der Karlung bei Karlstadt/Main: rechts kletternde Jugendform, links ältere blühende Efeupflanze

na *officinalis* und *V. collina*) als Burggartenflüchtlinge oder ursprünglich wildwachsende Pflanzen zu deuten sind. Baldrian wurde im Mittelalter viel genutzt, denn er galt zeitweise als Allheilmittel und war auch Bestandteil des Theriak.

In Kalkfelsgebieten, vor allem in der Fränkischen Alb, wächst an einigen Ruinen die *Gefälltblätige Zimtrose* (*Rosa majalis flor. pleno*), die im Mittelalter vor dem Aufkommen der *Centifolie* (*Rosa centifolia*) beliebteste Gartenrose. Sicher als Burggartenflüchtlingsart ist der *Goldlack* (*Cheiranthus cheiri*) zu deuten, der bei einigen Burgen in Mauerfugen und auf Steinhäufungen wächst. Dies leitet über zum nächsten Kapitel.



Zimbelkraut, eine der häufigsten Pflanzen an Burgruinen



Die Mauerraute besiedelt sehr häufig Mauerfugen.



4. Flora der Mauerfugen und Steinhäufungen

Kaum eine Burg dürfte es geben, bei der nicht das *Ruprechtskraut* (*Geranium robertianum*) wächst. Eine weitere Pflanze, die fast an jeder Burg vorkommt, ist der *Efeu* (*Hedera helix*). Oft sind es uralte, riesige Pflanzen, die weithin die Wände bedecken. Um Blüten und Früchte zu bringen, heben sich die Efeuäste von der Wand weg und erzeugen aufrecht wachsende busch- oder baumförmige Gebilde, die rautenförmige Blätter besitzen und nicht die gelappten Blätter wie die kletternde Jugendform. Fast nur an Burgmauern und anderen vergleichbaren alten Gemäuern, also kaum jemals auf natürlichen Standorten, wächst das *Zimbelkraut* (*Cymbalaria muralis*), das ursprünglich aus dem Mittelmeerraum eingewandert ist und sich langsam, aber sukzessive nach Norden und Westen ausbreitet.

Einige Mitglieder der *Dickblattgewächse* (*Crassulaceae*) fühlen sich offensichtlich wohl an den Mauern: der gelbblühende *Scharfe Mauerpfeffer* (*Sedum acre*), die *Weisse Fetthenne* (*Sedum album*) und die *Große Fetthenne* (*Sedum telephium*), früher auch „Wundtkraut“ genannt. *Wilder Thymian* oder *Quendel* (*Thymus pulegioides*), bisweilen in seiner nach Zitrone duftenden Varietät, wächst auf Steinhäufungen und in Trockenrasenbereichen um die Burg. Auf den gleichen Standorten wächst auch die *Echte Pimpinelle* (*Pimpinella saxifraga*), von der während einer Pestepidemie ein Engel gesagt haben soll: „Esst die Pimpinelle, dann sterbet ihr nit so schnelle.“ Heutzutage wird volkstümlich mit dem Namen „Pimpinelle“ meistens der *Kleine Wiesenknopf* (*Sanguisorba minor*) bezeichnet, der ebenfalls häufig im Umfeld von Burgen vorkommt.

Hinzu kommen außer dem bereits erwähnten *Tüpfelfarn* noch einige andere Farnarten, vor allem die *Mauerraute* (*Asplenium ruta-muraria*), der *Schwarzstielige Sirefensfarn* (*Asplenium trichomanes*), der *Schriffelfarn* (*Ceterach officinarum*) sowie an sickerfeuchten Stellen der *Zerbrechliche Blasenfarn* (*Cystopteris fragilis*).

Fazit: Diese Abhandlung erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Es wurden einige allgemein wohlbekannte, einige seltene und eine Reihe ehemals genutzter Pflanzen vorgestellt. Der Besuch einer Burg oder Burgruine lohnt sich demnach nicht nur zum Studium historischer Gegebenheiten, sondern das Burgareal ist außerdem ein exquisites, artreiches Ökosystem.

Sehr herzlich bedanke ich mich für mündliche Ratschläge und Sachinformationen zum vorliegenden Thema bei Prof. Dr. Heinrich Vollrath (Bayreuth), Dr. Hans J. Wanschel (Bamberg), Dr. Ruprecht Konrad (Kulmbach) und Kastellan Harald Stark (Kulmbach).

Die Jagd im allegorischen Kontext und die pathetische Jagd

Teil II

Hans Loinig



Bernhard von Orley,
Monat September,
Brüssel, Atelier des
Frans Geubels, Paris,
Louvre, Tapisserie

A. Die Jagd in der Allegorie

1. Kosmische Allegorien

Die gesamte Vorstellungs- und Wahrnehmungswelt wird seit der griechischen Antike auf einige wenige Grundformen, mit welchen der Mensch dieselbe apperzipiert, reduziert. Die entstehenden Begriffskategorien erfassen somit die Welt als ein einheitliches Ganzes und zerlegen sie dennoch zugleich auch in ihre Teile. Diese Kategorien werden indes nicht als einheitliche, abgeschlossene Systeme angesehen, sondern sie werden miteinander verknüpft und auf die Objektwelt projiziert. Die Ordnungsbegriffe nehmen dabei zumeist quaternäre Gestalt an. Solcherart werden etwa die Kategorien Jahreszeiten, Monatsbilder, Temperamente, Lebensalter und Planetendarstellungen eng verbunden und eine Entsprechungssystematik ausgebildet. Jenes von der Antike ausgebildete System macht sich auch das Mittelalter und die Renaissance ohne grundlegende Änderungen zu eigen.

Am unzweifelhaft häufigsten begegnen Weidwerk und Jäger im Kontext von Jahreszeiten- und Mo-

natsdarstellungen. In ersteren ist die Jagd traditionell den Freuden des Frühlings, häufiger indessen noch jenen des Herbstes zugeordnet. Korrelieren Jahreszeiten mit den Lebensaltern, so wird die Jagd diesfalls regelmäßig der Jugend zugegeben.

Ungleich reicher an Zahl und kompositioneller Vielfalt erscheint das Sujet im Bilderkreis der Monatsdarstellungen. Seit dem Frühmittelalter zeigt sich die Tendenz, die seit der Antike gemeinhin als Personifikationen gegebenen Monatsdarstellungen durch die Darstellung entsprechender monatsstypischer Beschäftigungen zu substituieren. Zahlreich ist bereits deren Verbreitung in Portalprogrammen und in der Glasmalerei der französischen (etwa Amiens, Chartres, Paris) und der italienischen Gotik. In der Folge gelangt das Thema auch in der Buchmalerei – namentlich in den Stundenbüchern einleitenden Kalenderillustrationen französischer und niederländischer Schule – zu außerordentlich gesteigerter, szenisch-realistischer Beobachtung und Ausformung (z. B. *Très Riches Heures* der Gebrüder Limburg, *Breviarium Grimani*, *Simon Benning*); seit etwa 1400 ist dies zudem auch in der Monumentalmalerei der Fall (Adlerturm von

Fortsetzung des
Artikels „Die Jagd in
der bildenden Kunst“
(ARX 1/96)

Trient, Palazzo Schifanoia, Chasses Maximilien, Bruegel d. Ä., Sandrat u. a.) Wiewohl eine strenge Bindung der Jagd an bestimmte Monate, ein verbindlicher, festgefügteter Themenkanon nicht zu konstatieren ist, ergibt sich dennoch eine traditionell bedingte Assoziation der Falkenbeize mit einem der Frühlingsmonate, in welchen zumeist die höfischen Tätigkeiten und Feste statthaben, der Hirsch- und Wildschweinjagd mit solchen des Spätherbstes und Winters, also Zeiträumen, in denen die Tätigkeit des Landmannes eingeschränkt ist oder gänzlich ruht.

In den den Jahreszeiten- und Monatsdarstellungen zuweilen verbundenen Kategorien der Temperature, Planetenkinder und Lebensalter vertritt die Jagdtätigkeit gemeinhin die Komplexion des frohgestimmten, leichtlebigen, irdischen Vergnügungen zugeneigten Sanguinikers und wird mithin auch zu Recht in den insbesondere im 15. und 16. Jahrhundert beliebten Planetenkinderdarstellungen den Repräsentanten der glücklichsten Planeten, Jupiter und Venus, zugezählt.

In der Stufung der Lebensalter in entsprechenden Serien tritt die Jagd regelmäßig als standardisiertes Motiv der Jugend hervor, denn wie bereits Horaz lehrt, ist der Umgang mit Pferden und Hunden als eine besondere Leidenschaft dieses Lebensalters anzusehen.



Die drei Lebenden und die drei Toten, Psalter der Bonne de Luxembourg, Jean Pucelle, ca. 1332-1349

2. Die Jagd als Symbol des weltlichen und sündigen Treibens

Wie in Teil I (ARX 1/96) ausgeführt, eignet der Jagd seit jeher in Literatur wie Kunst auch ein entschieden negativer Aspekt. Sohni scheint es wenig überraschend, das Bild der Jagd in zahlreichen Exempla religiöser, aber auch profaner moralisierend-didaktischer Literatur und Graphik als einprägsames und verständliches Sinnbild terrestrischer Freuden, auch gottloser und frevelhafter Begeh-

lichkeiten, der zügellosen weltlichen Ausgelassenheit im allgemeinen wie als Bild der stultitia mundi im besonderen, aufzufinden.

Zahlreiche Illustrationen zur mittelalterlichen Bible Moralisée etwa geben im Bilde der Jagd oder des Weidmannes eine typische Verkörperung diverser Laster und Sünden. So kann der Falkner in jenem Kontext für weltliche Begierden wie für diesseitige Vergnügungen schlechthin stehen, daneben aber auch fallweise Sünden wie Infideltas, Superbia, Stultitia u. a. repräsentieren.

Die Gebrauchsgraphik, namentlich jene des 16. Jahrhunderts, reicht das Weidwerk oftmals in jene Zahl von Lastern und Verlockungen, von vergänglichem, leeren Vergnügungen ein, die der rechten Gläubigkeit entgegenstehen und die wertvolle Verhaftetheit in die zahlreichen Versuchungen der irdischen Welt anzeigen. Solcherart erscheint das Bild in Darstellungen christlicher Exempla neuere Bekehrung und Umkehr, insonderheit in solchen der hl. Maria Magdalena etwa in einem Stich Lucas van Leydens von 1519 und des verlorenen Sohnes.

In anderen Zusammenhängen (etwa in der Parabel des reichen Prassers und des armen Lazarus in Graphiken von Breu und Anman) steht der Jagd topos zudem als Sinnbild des mißbrauchten Wohlstandes, des lasterhaft verschleuderten Gutes.

Auch die profane moralisierende Literatur und Graphik gebraucht jenes Bild durchaus, um ein Abbild der Welt und ihres törichten Treibens zu geben und hiedurch die Abkehr des Menschen vom falschen irdisch-sündhaften Paradies und eine Hinwendung zum wahren himmlischen zu fordern.

Dramatisch zugespitzt erscheint jene Problematik in der oftmals verbildlichten Legende der drei Lebenden und der drei Toten, in welcher drei jugendliche Männer, hochmütig und dem weltlichen Leben innig zugetan, auf der Jagd unversehens auf die Erscheinung dreier in ihre Leichengewänder gehüllter Toter treffen, die, vormals gleichfalls den irdischen Freuden hingegeben, diese ihre Verfehlungen nunmehr im Jenseits mit der Erduldung äußerster Pein zu büßen haben. Solcherart wird im Bilde der Jagd als Symbol aller weltlicher Freuden ein eindrückliches Beispiel der Vergänglichkeit alles Irdischen und eine Mahnung zu Umkehr und Verzicht auf jedweden diesseitigen Glanz dargetan.

3. Die metaphorische Verwendung des Jagdbildes

Politische Satiren

Das konkret figurative, allgemein begreifliche und eingängige Bild des Jagdvorganges wie jene hieraus evozierte Vorstellung von offenem Konflikt, von Verfolger- und Opferrolle, von Stärke und Schwäche, von Macht und Ohnmacht lassen es er-

klürlich erscheinen, das Weidwerk häufig als einen metaphorischen Ausdruck, als Inhabtsträger bestimmter geistiger, sozialer, politischer oder religiöser Vorgänge und Zusammenhänge begriffen zu finden. Insbesondere die sich in der 1. Hälfte des 16. Jahrhunderts ausweitende Flugblattproduktion bediente sich nicht ungerne jenes narrativen Modells, um die in den Texten vorgetragene Diskrepanz von Ideal und Wirklichkeit, von These und Antithese, von Rechtfertigung und Anklage auch bildlich zu kontrastieren, durch die Illustration zu überzeichnen, zu verschärfen, ins Allgemeine zu erheben und solcherart didaktisch auf die Rezipienten einzuwirken. Die Drastik des wilden Kampfes, der hemmungslosen Verfolgung wird zu einem eindringlichen und konkret einsichtigen Zerbild realer gesellschaftlicher Auseinandersetzungen und Widersprüche, für die sich wohl ein kaum trefflicherer Ausdruck als jener des Jagdbildes beibringen ließe.

Auf einem 1497 verfertigten Blatt übt etwa der Humanist Sebastian Brant harsche Kritik an den politischen Zuständen in Deutschland, insbesondere an der Rolle des Adels, der als Feind des Landes und Volkes seine partikularen Interessen verfolgt und hierdurch Zersplitterung und Ausbeutung des Reiches begünstigt. Die diesen Text verbildlichende Illustration gibt nun in der Verummung eines jagdlichen Vorganges eine Meute von Füchsen, dem altehergebrachten Sinnbild des Bösen, der Heuchelei und Hinterlist, die von einem Luchs geleitet das Land durchstreifen und auf harmloses Geflügel und Wasservögel (= das Volk) Jagd machen. Der Text Brants endet mit der Aufforderung an den Kaiser, dem Übergriff der Füchsch, mithin der Willkür des Adels, Einhalt zu gebieten.

Zuweilen bedient man sich auch des Ausdrucks der Tiefabel, um im Rahmen einer Sittenlehre eine fiktive Umwälzung der gesamten gesellschaftlichen Ordnung, der politischen Machtverhältnisse, sohn einen mundus inversus, zu erwirken, wie dies etwa bei einem Blatt von G. Pencz, darstellend „Die Hasen braten den Jäger“, der Fall ist.

Eine brillante satirische Durchleuchtung des verweltlichten Klerus bekundet ein Schnitt E. Schöns auf einen Text von Hans Sachs, der visionär beschreibt, wie in einer mit Netzen umstellten finsternen Wildnis teuflische Wesen mit einer Anzahl von Hunden Mönche, Priester und deren Konkubinen über den Waldplan geradewegs dem Höllenschlund entgegentreiben, in welchem Papst und Kardinäle schon Platz genommen haben. Hinter dem allegorischen Bild einer vorgeblich vergnüglichen Hatz verbirgt sich sohn eine scharfe Polemik gegen den katholischen Klerus, eine Entblößung dessen unsittlichen, gottlosen Lebenswandels, der das Reformbedürfnis der Glaubensunterworfenen umso schneidender und brennender erscheinen läßt.

Die Jagd von Tod und Teufel

Stricken, Netzen wie der Jagdterminologie im allgemeinen kommt auch in der Diktion der Heiligen Schrift ein überwiegend negativer Bedeutungsgehalt zu. Die zumeist in konkreten, anschaulichen Bildern formulierende Ausdrucksweise der Bibel



bedient sich deshalb mit besonderer Vorliebe des Gleichnisses der Jagd, die ständigen Bedrohungen und Gefährdungen, die dem Gläubigen seitens einer Vielzahl diabolischer Laster oder des Todes erwachsen, darzuten. Insbesondere mit der Vanitas und Todessymbolik geht jene Bildmetapher eine enge Bindung ein; so ist etwa die Assoziation von Tod und Jäger schon dem Psalmlisten eine durchaus geläufige; in zahlreichen Passagen gibt er die

Sebastian Brant,
Alopekionmachia,
1497



Identifikation des Todes mit einem arglistigen Falensteller oder häufiger noch mit einem treffsiche-

Erhard Schön, Mönchs-
jagd, ca. 1520,
Holzschnitt

ren Bogenschützen, der den Menschen verfolgt und richtet.

Derselben Bilder bedient man sich auch, das verbliche Einwirken von Dämonen und Teufel, von Lastern und Sünden auf den Gläubigen zu demonstrieren. Die unzweifelhaft umfangreichste literarische Allegorisierung der Jagd als Bild der mannigfaltigen Verführungskünste des Teufels stammt hiebei von der Feder des Klerikers Pierre de Marini (Mitte 15. Jahrhundert), der in einem lateinischen Dialog über die Jagd Esaus 13 verschiedene Jagdarten des Teufels einer allegorischen Interpretation unterwirft und dieselben den Weidgängen Christi gegenüberstellt.

Die Jagd in der Liebesallegorie

Bereits der griechischen Antike geläufig und mithin eine ehrwürdige Vorstellung war jene metaphorische Wendung, die den Jagdvorgang in einen wesensmäßigen Zusammenhang mit den Bemühungen und Fährnissen eines potentiellen Liebhabers stellte, das Weidwerk zu einem Gleichnis der Härte miniglicher Verfolgung einer Geliebten ausdeutete und den Jagdtopos somit metaphorisch auf die Beziehung zwischen Mann und Frau bezog. Aischylos und Euripides gebrauchten diesen bis in das 17. Jahrhundert hin fortwirkenden Topos der Liebesjagd ebenso wie späterhin in der römischen Literatur Horaz und Ovid. Seit dem 13. Jahrhundert fand dieses metaphorisch-symbolische Strukturelement auch Eingang in die Liebesepömie des Mittelalters.

Einen bedeutsamen, gleichsam festlichen Höhepunkt der Entsprechung des Vorganges der Liebeswerbung mit jenem eines Jagdganges findet sich in einer breitest angelegten literarischen Allegorese Hadamar von Labers (um 1340). Dieser gebraucht hierin die epische Form der Jagderzählung als Handlungsrahmen, jene allegorische Gleichsetzung auszudrücken, wobei sich dieselbe im Bilde einer lebendig vorgetragenen mittelalterlichen Treibjagd entäußert. Die Identifizierung der Abfolge der waidmännischen Vorgänge mit jenen bei fortschreitendem Verlauf des Minneerlebens ist hiebei vollständig, jedes Detail der Jagdfigur wird sinngemäß ausgedeutet. Eine Fülle von Canifizierungen – etwa Treue, Wonne, Freude, Trost – allegorisieren allgemeine, für die Minne bedeutsame Tugenden, deren sich der weidgerechte Jäger, sohin der wahre Minner, befleißigen sollte.

Zahlreiche Beispiele, u. a. in der italienischen Casonomalerei, geben etwa in der Thematik des Liebesgartens, in dessen locus amoenus sich die höfische Minne vollzieht, auch eine bildliche Umsetzung dieser zunächst nur literarisch ausgebildeten Metapher.

Wie aus der Lektüre von Hadamars Jagd allegorie unzweifelhaft hervorgeht, vermag die Gewinnung

einer edlen Frau nur nach genau festgelegten, ritzerlichen Vorschriften – ins Bild der Jagd umgesetzt, also nur auf weidgerechte Weise – zu erfolgen. In einer Reihe spätmittelalterlicher Minnedarstellungen ist die Jagd nicht bloß Metapher des Liebesvorganges, sondern vielmehr eine solche des von beiden Liebenden betriebenen Strebens nach der Idealform der Liebe, die namentlich auf der Tugend der Treue gründet und welche eigentliches Ziel der Jagd ist. Nicht unhäufig verbindet sich diese Suche nach der idealen Gemeinschaft auch mit dem mythologischen Sujet der Wildleute, die fernab jeglicher menschlicher Zivilisation in wilder Natur existieren und deren idealer Aufenthaltsort, der Wald, jener Ort sein kann, in welchem Tugenden wie die der Treue zu bestehen vermögen.

Die Verquickung von Jagd und Fros blieb, wie oben dargetan, bis in das 17. Jahrhundert wirksam. Die bildliche Aussage wird indessen immer mehr in Genreszenen von scheinbarer Alltäglichkeit verumt. Insbesondere niederländische und deutsche Alltagsszenen des 17. Jahrhunderts sind nicht unhäufig mit einem erotischen Doppelsinn versehen. Offensichtlich präsentierte Jagdbeute evoziert minunter – wie aus zahlreichen Belegstellen der zeitgenössischen Literatur hervorgeht – konkrete sinnliche Assoziationen. Hunde, Rebhühner wie Hasen sind traditionelle Symbole der Wollust, aus denen – im Zusammenhalt mit der übrigen Motivik der Genreszene – ein dem Zeitgenossen leicht verständlicher erotischer Sinn erfließen kann. Im weiteren Verlaufe – etwa im 18. Jahrhundert – geht indessen dieser Hintersinn zunehmend verloren.

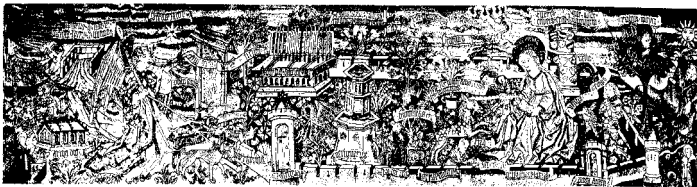
Die Jagd in der christologischen und marianischen Symbolik

In Ansehung der Vielfalt allegorischer Zusammenhänge, in welche die Jagdmetapher als zentrales oder auch beiläufiges Strukturelement Eingang fand, erscheint es begründlich, dieselbe auch im Verband mit christologischer und marianischer Symbolik aufzufinden. Die auf der mittelalterlichen Tierallegorie gründende christologisch-spirituelle Interpretation des Jagdvorganges erkennt im Bilde des mystischen Hirsches ein Zeichen für die Inkarnation, die Verfolgung, den Opfertod Christi und auch dessen Überwindung des Bösen. Die Allegorie des Hirsches ist daher eine similitudo für den Sieg Christi selbst. Eine bemerkenswert reiche szenische Ausformung dieser Parallelität von Wild und Christus, der Korrespondenz von jagdlichem Vorgang und sakralem Ereignis findet sich etwa in der Monumentalausstattung der Galerie des Cerfs im Palais Ducal zu Nancy (um 1525). 21 Szenen geben den Entwicklungsgang eines Hirsches wieder, denen in begleitenden Tondi entsprechende Episoden aus der Vita Christi gegenübergestellt

werden. Jagd und Tod des Wildes wird etwa solcherart die *passio Christi* zugeordnet.

Ähnliche Allegorisierungen erscheinen vereinzelt auch im Zusammenhang mit der Aktaion-Jagd oder der kalydonischen Eberjagd (etwa im Ovidé moralisée). Zuweilen tritt der Gottessohn – in Ausformung des Fischergleichnisses – als (Menschen-)Fischer, seltener auch als Jäger auf Menschenseelen und Fallensteller (etwa im oben zitierten Dialog von Marin) auf.

keit findet sich das Sujet auf einem Bildteppich des Schweizer Landesmuseums. Inmitten des *hortus conclusus* sitzend, empfängt ebendort Maria das anstürmende Einhorn, das ihr Gabriel in wilder Jagd zugetrieben hat. Im Inneren des mystischen Gartens findet sich eine Vielzahl wohlbekannter marianischer Symbole. Der jagende Erzengel stößt in sein Hifthorn und bringt hiedurch den Englischen Gruß hervor. Die mitgeführten Jagdhunde erweisen sich durch die Beischriften als Canifizie-



Einhornjagd

Zu außerordentlich glücklicher Vereinigung von Jagdbild und marianisch-christologischer Symbolik findet die seit dem Spätmittelalter bedeutsame Allegorie der mystischen Einhornjagd. Diese ist ein überaus sinnreiches, narrativ ausgestaltetes Bild der Verkündigung und der *Conceptio immaculata Mariae*. Voraussetzung für dieses Konzept war zunächst jene durch den Physiologus tradierte wohlbekannte Legende, daß das Einhorn als ein wildes Wesen von niemandem als einer Jungfrau ergriffen und gezähmt werden könne. Noch im frühen Mittelalter wurde das Einhorn symbolisch auf Christus gedeutet und sein Fang mit der Inkarnation gleichgesetzt. In der reicheren Ausformung durch die geistliche Poesie erscheint Christus zunächst unwillig, seine irdische Gestalt anzunehmen und seine *passio* zu erleiden. So ist es bei Konrad von Würzburg Gott selbst, der seinen Sohn zwangsweise der irdischen Welt zuführt, späterhin wird diese Aufgabe dem Verkündigungengel übertragen. Dieser treibt als allegorischer Jäger Christus (= das Einhorn) seiner Mutter Maria zu. Diese Inkarnationssymbolik wird im 15. Jahrhundert zudem mit der *annuntiatio* in Verbindung gebracht und sohin zu jener mystischen Einhornjagd ausgeformt, die ihr Ende regelmäßig im *hortus conclusus* – Sinnbild des unverletzten Schosses Mariae – findet und in welcher sodann *annuntiatio* und *conceptio* in einem vollzogen werden.

Bildliche Darstellungen dieser Allegorie haben ihren Schwerpunkt insbesondere in den deutschen Kunstlandschaften im 15. und frühen 16. Jahrhundert. In außerordentlicher Breite und Vollständig-

rungen jener göttlichen Eigenschaften, die ihm bei der Verfolgung des göttlichen Wildes von Nutzen waren: *veritas, justitia, pax* und *misericordia*.

B. Die pathetische Jagd

Das pathetisch-dekorative Jagdstück als eine Sondergruppe der neuzeitlichen Thematisierung des Genres hat nicht eigentlich die Jagd selbst zum Gegenstand ihrer Interpretation. Vielmehr stehen spezifische Fragen nach erhöhter expressiver Ausdrucksmöglichkeit im Zentrum der bildlichen Konzeption, etwa jene nach Steigerung der künstlerischen Medien durch die virtuose Demonstration von Affekt und Kolorit, von Bewegung und dynamischem Lincament. Damit wissen sich die Repräsentanten dieser Richtung in weitgehender Übereinstimmung mit jener seit dem 16. Jahrhundert von der Kunsttheorie vorgetragenen Auffassung, die innere Erregung müsse sich auch in einem äußerlich sichtbaren Affekt, einer expressiven körperlichen Bewegung hinreichend ausdrücken. Um das Gemüt des Beschauers anzusprechen, so lehrt etwa der Renaissance-theoretiker Alberti, hat der Künstler den bildlichen Figuren äußerste Affekte zu verleihen, die sich aus ebensolchen körperlichen erschließen lassen müssen.

Mithin finden sich bereits im 16. Jahrhundert wesentliche Ansätze zu jener künstlerischen Ausrichtung, die im *Couvre* Rubens ihre unzweifelhaft paradigmatische Ausformung gefunden hat.

Jener legt zwischen 1615 und 1621 in rascher Folge seine Beiträge zum pathetischen Jagdstück vor, wobei er in der Münchner Löwenjagd zur gültigen Formulierung des Themas, zum unübertroffenen

Mystische Einhornjagd, Teppich mit *Hortus conclusus*, Schweiz, um 1480, Zürich, Landesmuseum

Höhepunkt des affektiv heroischen Jagdstückes gelangt. Mehrere Skizzen geben zudem Einblick in die kompositorische Genese des Stückes, in welchem er zufolge der Weiterentwicklung bereits zurückliegender Formulierungen zu neuer Interpretation fortschreitet.

Mit den Vorstufen gemein hat das Stück die Konzentration auf das Bildzentrum. Die vorgeführten Motive erscheinen zu einer einzigen hochdramatischen Situation, zu einer Masse wild bewegter, in heftigem Kampf befindlicher, zuckender Formen zusammengezwungen. Eine mächtige aus Tier

Dynamik, des heroischen Affektes, der notwendig aus der jagdlichen Auseinandersetzung von Tier und Mensch entsteht. Die innere Erregung wird solcherart mit allen Mitteln: des Kolorits und des bewegten Lineaments vorgetragen. Mit dieser seiner Grundlegung verbindet sich das pathetische Jagdstück indessen nicht bloß ideell, sondern auch formal mit dem Genre des heroischen Reiterkampfes, der als konzentrierte Kampfsituation nach einer vergleichbaren Dynamik der Ausformung verlangt. In gleicher Weise wird das Aufeinanderprallen ebenbürtiger Gegner thematisiert, Menschen und



Rubens, Löwenjagd,
München, Alte Pinakothek

und Menschenleibern geformte Diagonale bestimmt den kompositionellen Aufbau: In verwegener Torsion steigt das Roß des Orientalen hoch, während dieser durch die Attacke des Raubtieres gleichsam eine Gegenbewegung vollführend zu Boden stürzt. Die Vorführung der Aktion erscheint vermöge der Zusammenfassung und Bezugnahme der Motive, der durch Überschneidungen, Überkreuzungen und Tiefenschrägen derselben gesteigerten Räumlichkeit äußerst konzentriert und kompakt; alle Bewegung wird auf das zentrale Motiv hin organisiert und aus diesem wiederum zentrifugal entwickelt.

Es scheint verständlich, daß Rubens ebentier wie auch mit allen anderen Jagdstücken seiner Hand keinesfalls die Präsentation einer bestimmten weidmännischen Jagdform oder Handlung im Sinne hatte. Vielmehr ist das Sujet Objekt der freien Entfaltung der künstlerischen Medien, der virtuellen Demonstration der tatsächlichen oder potentiellen

Tiere werden ineinander verkeilt und verschlungen, zu einer einzigen Aktionseinheit vermählt.

Letztlich gründen all diese Lösungen auf der exemplarischen Darlegung in Leonardos berühmter Anghiari-Schlacht; bei Rubens waren zudem auch Werke hellenistischer und römischer Skulptur von Einfluß. In jedem Fall tritt bei jener Betonung des Formalen die Darlegung des Inhaltlichen mit Notwendigkeit zurück, die Charakterisierung der Einzeljagden scheint mithin unbeachtlich und in gewissem Sinne auch austauschbar.

Die Tradition des pathetischen Tierstückes wurde namentlich in der Nachfolge Rubens weitergepflegt. Snyders, Vos, Hondius, später auch Fyt und Boel verfertigten nach jenem Konzept und oft noch in direkter Zusammenarbeit mit dem Antwerpener ihre effektvollen Tierkämpfe, deren Bildung auch für die Mehrzahl der Meister dieses Genres im 18. und 19. Jahrhundert (etwa Oudry, Parrocel, Troy, Delacroix) paradigmatisch blieb.

Jahresversammlung des Südtiroler Burgeninstituts auf Schloß Ringberg

BERICHT

Die diesjährige Mitgliederversammlung des Südtiroler Burgeninstituts fand am 28. April 1996 auf Schloß Ringberg bei Kaltern, bekannt als einstiger Sitz des Südtiroler Weinbaumuseums und heute als Restaurant geführt, statt. Präsident Dr. Robert von Fioresthy begrüßte die zahlreich eingetroffenen Mitglieder und gab einen kurzen Überblick zur Tätigkeit im Jahre 1995. Besonders bedankte er sich beim Vizepräsidenten Wolfgang von Klebelsberg, der ihn krankheitshalber oft vertreten mußte, und beim Sekretär Walter Siligoner. Herausragendes Ereignis war wohl die Vorstellung der Burgenkarte am 29. März. (Die ARX berichtete darüber.) Am 22. April trug das Institut zusammen mit dem Landesverband für Heimatpflege und dem Bozner Heimatschutzverein die Protestwanderung der Bozner Bürger gegen die Ausbaupläne von Schloß Runkelstein zu einem Disneyland samt Mega-Aufzug mit. Entschieden Resolutionen wurden vom Präsidenten mit unterfertigt.

Am 1. Juli fand das Jugendtreffen auf der Trostburg statt, die auch sonst Platz für einige Veranstaltungen bot: Konzerte und ein Vortrag von Dr. Franz-Heinz von Hye über Heraldik.

Am 15. August fand auf Schloß Taufers die jährliche Gedenkmesse für den einstigen Schloßbesitzer, Abt Dr. Hieronymus Gasser, statt. Auf Schloß Taufers gab es u. a. auch eine Ausstellung einheimischer Künstler. Vor allem ging es dort um die Nachfolge in den Führungen für den

bewährten, aber schwer erkrankten Lehrer Moser, der von Lehrer Rieder ersetzt wurde. Es geht auch darum, das Niveau der Führungen anzuhoben, zumal Taufers die Hauptentnahmestelle des Südtiroler Burgeninstituts darstellt. Großes Lob gab es für die ARX im neuen Gewand. Die Aufsichtsräte Dr. Martin von Malfer und Dr. Ludwig W. Regele konnten in ihrem Bericht einen Wachstumsschub im Jahre 1995 feststellen. Aktiva im Wert von 762.305.179 Lire bedeuten eine Zunahme von 19% gegenüber dem Vorjahr; gegenüber den Passiva von 771.958.454 ergibt dies einen leichten Fehlbetrag von 9,6 Millionen Lire. Besonders angestiegen sind die Einnahmen aus Führungen, die 257 Millionen Lire ausmachten, sowie der Verkauf von Führern und Büchern, wobei die neue Burgenkarte sich als Verkaufserfolg entpuppte. Den größten Ausgabenposten bildete auch 1995 mit 173 Millionen Lire die Instandhaltungsarbeit auf den Schlössern Taufers und Trostburg, auf die in seinem Bericht, der der Bilanzgenehmigung unmittelbar folgte, der Vorsitzende des Wissenschaftlichen Beirates, Architekt Hanns von Klebelsberg, ausführlicher einging. Auch die Beratung bei Steuerangelegenheiten durch Dr. Peter von Hellberg sowie bei den neuen Brandschutzbestimmungen sind Aufgaben des Beirats, der sich durch Aufnahme neuer Mitglieder verstärkt hat. Peter von Hellberg schlug größere Studienreisen, z. B. nach Böhmen und Slowenien, vor und berichtete über die Vorbereitung der interna-

tionalen Tagung auf Runkelstein im Auftrag der Gemeinde Bozen. Baron Sigmund von Kripp stellte unter „Allfälliges“ die von ihm und anderen Burgenbesitzern gegründete Gruppe „Burgleute – Verborgenes Südtirol“ vor, die das Zugänglichmachen von Objekten bei möglichst schonender Vorgangsweise zu ihrem Ziel erhoben hat. „Gast auf der Burg“ lautet das Motto. Bisher sind acht Mitglieder beigetreten, darunter die Churburg, die Fallburg und die Schlösser Juval und Schenna. Südtirol ist zwar ein Land der Burgen, aber die meisten sind eben nicht zu besichtigen. Die Diskussion entfachte sich dann über die Frage des Verhältnisses zu den italienischen verwandten Vereinigungen FAI und Dimore Storiche. Als befreiend wurde angesehen, daß die FAI in Südtirol um Mitglieder wirbt, wobei durchaus mit den Dimore Storiche in Mailand über eine gegenseitige Mitgliedschaft Gespräche stattgefunden hätten (Wolfgang von Klebelsberg). Insgesamt wird aber von der Versammlung eine getrennte Mitgliedschaft vorgezogen, dabei aber eine weitere freundschaftliche Zusammenarbeit gutgeheißen. Den Abschluß bildete ein lebendiger und anregender Vortrag von Julia von Hörmann über „Östarrich und 1000 Jahre Österrich“, in dem sie auf die Herkunft und den Wandel des Österreich-Begriffes im Laufe der Jahrhunderte einging. Die Versammlung endete gemütlich mit einem gemeinsamen Mittagessen im Restaurant von Schloß Ringberg. LWR

Jugendarbeit im Südtiroler Burgeninstitut 1994–1996

BERICHT

Im Verlauf der letzten zweijährigen Amtsperiode des Jugendausschusses – bestehend aus dem Präsidenten Alexander Baron Hohenbühel, dem

Vizepräsidenten Nikolaus Baron Fuchs, Diana-P. von Ferrari, Lukas und Dr. Matthias von Guggenberg und Dr. Elisabeth Baronin von Wel-

ser – konnte ein hochgestecktes Ziel mehr als erreicht werden. Alle sechs Aufgabenbereiche, die im Art. 4 des Statuts der Südtiroler Burgeninsti-

tutsjugend (SBJ) angesprochen werden, konnten durch das große Engagement des Ausschusses erfüllt werden.

Mitglieder der SBJ konnten gewonnen werden, Führungen auf der vereinseigenen Trostburg zu übernehmen. Ein besonderer Dank gilt hier Mag. Irene Hager von Strobele, die im Sommer 1994 für eine Woche kurzfristig einsprang, als die italienischsprachigen Führungen auszufallen drohten. Weiters konnte die SBJ kleinere Säuberungsarbeiten auf der Trostburg verrichten.

Neben der Organisation von Konzerten war es der SBJ möglich, auch im wissenschaftlichen Bereich einen kleinen Beitrag zu leisten, indem sie dem Verein bei der Fertigstellung der Südtiroler Burgenkarte behilflich war, den Schlagwortkatalog der Fachbibliothek Trostburg auf den neuesten Stand brachte und die in ARX 1/1995 bereits angekündigte „akustische Vermessung“ des Rittersaales der Trostburg organisierte.

Im September 1995 hielt der Vorsitzende Alexander Baron Hohenbühel vor dem „Kulturwerk für Südtirol – Landesgruppe Baden-Württemberg“ einen Vortrag, der der Jugendkasse eine großzügige Spende einbrachte.

Ein Höhepunkt des letzten Jahres war sicherlich der Vortrag von Senatsrat Univ.-Doz. Dr. Franz-Heinz von Hye, Stadtarchivdirektor von Innsbruck, zur „Einführung in die Heraldik“, von dem heute noch viele begeistert erzählen.

Der fünfte Punkt des obgenannten Artikels 4 fordert die Kontaktaufnahme mit in- und ausländischen Vereinen, Gruppen und Einzelpersonen mit ähnlichen Interessen, dazu sei vor allem der dreitägige Besuch einer Gruppe der Associazione Dimore Storiche Italiane (ADSI) – Verona genannt. Die SBJ organisierte dafür eine gemeinsame Burgenfahrt durch das Überetsch, Eisacktal und das Pustertal, die gute Stimmung und das freundschaftliche Verhältnis untereinander war für uns das schönste Zeichen des Erfolges dieser Fahrt.

Die Kontakte zur Jugend verschiedener ADSI-Delegationen, aber auch zu einzelnen Jugendlichen des Vereins zur Erhaltung privater Burgenmaler und sonstiger Kulturgüter

in Bayern e. V. und des Österreichischen Burgenvereins konnten weiter gepflegt bzw. aufgebaut werden.

Der Schwerpunkt der Tätigkeit lag jedoch wie immer beim sechsten Punkt des genannten Artikels 4, der Förderung der vereinsinternen Kontakte durch gemeinsame Veranstaltungen: Neben den bereits traditionellen, immer äußerst gemütlichen gesellschaftlichen Ereignissen konnten wieder eine Vielzahl von Burgenfahrten bzw. -wanderungen unternommen werden. Häufig wagt sich die Jugend, bedingt durch die enorme Zahl von interessanten Burgenmälern in Südtirol, nicht über die Provinzgrenzen hinaus, aber hier und da hat es die SBJ doch weiter in den Süden oder in den Norden verschlagen, so zum Beispiel in die Umgebung von München und nach Nordtirol, wo wir überall außerst freundlich aufgenommen wurden.

Positive, aber in der Art und Weise verschiedene Beispiele der Konservierung bzw. Restaurierung von Burgenmälern konnten die Mitglieder bei Studienfahrten in den Vinschgau und nach Eppan auf sich wirken lassen. Besonders erwähnenswert sind hier die Burg Dornsberg der Familie Gottschall und der Anzitz Zinnenberg des inzwischen leider verstorbenen Max Staffler.

Eine große geschichtliche und kunsthistorische Bereicherung war für den gesamten Verein der Besuch der Tiroler Landesausstellung „Eines Fürsten Traum“ auf schloß Tirol mit einer ausgezeichneten Führung unseres Jugendmitgliedes Mag. Julia von Hörmann, die für das wissenschaftliche Konzept der Ausstellung mitverantwortlich war.

Am 3. Dezember 1995 hielt die Jugend ihre Generalversammlung ab, dabei konnte der Ausschuß im Rückblick auf die vergangene Amtsperiode auf dreierlei besonders stolz sein: zum einen auf eine dichtgefüllte, qualitätsvolle und finanziell verantwortungsbewusste Tätigkeitshilanz, zum anderen auf eine fixe Teilnehmerzahl von 50 bis 60% der angeschriebenen Jugendmitglieder und zum dritten auf enge freundschaftliche Bande, die zwischen den Ausschußmitgliedern geschlossen wurden.

Aus „Altersgründen“ mußten sich leider einige Jugendmitglieder aus der SBJ zurückziehen, so auch unser „dienstältestes“ Ausschußmitglied Nikolaus Baron Fuchs, dem an dieser Stelle für seine sechsjährige Tätigkeit in der SBJ, zuletzt als Vizepräsident, besonders gedankt sei.

Der neugewählte Ausschuß – bestehend aus Hans-Christoph und Alexander Freiherrn von Hohenbühel, Christian von Ferrari, Iulius von Guggenberg, Mag. Julia von Hörmann, Anoushka van Rossem und Ossi Graf Wolkenstein-Roxenegg – hat die Arbeit für die nächsten zwei Jahre mit einem gemütlichen Weihnachtscocktail im Anzitz Gleifheim begonnen. Die dabei bemerkbar gewesene gute und fleißige Zusammenarbeit aller Ausschußmitglieder ließ damals schon optimistisch in die Zukunft der Jugendarbeit im Südtiroler Burgeninstitut blicken. Das neue Team machte sich für 1997 zur Hauptaufgabe, die Freude an den Burgen und am Burgeninstitut auch in der Nachwuchsjugend (v. a. 18-25jährige) zu wecken, doch zuvor setzte der Ausschuß die traditionelle Arbeit fort und organisierte Studienfahrten zu den wolkensteinischen Burgen im Grödenal, Wolkenstein und Trostburg, weiters nach Beseno bei Rovereto und in den oberen Vinschgau. Für den eher geselligen Teil des Vereinsjahres bot sich einmal mehr die Trostburg an, wo sich im Sommer einige Jugendmitglieder zu einem äußerst gemütlichen „Glagele“ Wein trafen.

Leider nur ein „Grüppchen“ von fünf Mitgliedern raffte sich Mitte August auf, Malerarbeiten auf unserer Trostburg zu verrichten. Diejenigen, die nicht dabei waren, haben wirklich etwas verärgert!

Wenn es gelingt, die heranrückende Jugend weiterhin für die Tätigkeit des Südtiroler Burgeninstituts zu begeistern, wird dieser Jugendausschuß einen großen Erfolg verbuchen können!

Alexander von Hohenbühel

Seminare des Österreichischen Burgenvereines

Seit einigen Jahren veranstaltet der Österreichische Burgenverein Seminare, deren Ziel es ist, interessante Vorträge mit zahlreichen Anregungen zur Umsetzung in die Praxis und Raum für Fragen an die Fachleute zu bieten.

Im vergangenen Jahr wurden in bewährter Weise von Herrn Dr. Czedik-Eisenberg zwei Seminare organisiert, im Oktober 1995 über Mobilien – der praktische Umgang mit und die Erhaltung von schönen, alten Dingen – und am 1. Juni 1996 ein Dächerseminar.

Mobilien-Seminar

In Einzelreferaten über die Themen Möbel, Bücher, Papier, Tapeten, Gemälde, Teppiche, Tapissieren, Leder, Metall, Stein und Holzskulpturen informierten die jeweiligen Fachleute auf dem Gebiet über die verschiedenen Materialien und welche Pflege für die einzelnen Objekte empfohlen wird bzw. auch welche Mittel oder Geräte, die in Haushalten anzutreffen sind, für eine schonende Pflege nicht geeignet sind.

Einige Tips und Tricks zur Pflege von beweglichen (Kunst-)Gegenständen seien hier nochmals zusammengefaßt:

Jeder Eingriff an einem Kunstwerk sollte so geringfügig und sachgemäß wie möglich ausgeführt werden, denn mit jeder in die Tat umgesetzten Präferenz, Korrektur oder Restaurierung wird der gewachsene Ist-Zustand verändert oder zerstört, und ein neuer Originalzustand entsteht. Für alle Objekte ist es wichtig, das geeignete Umfeld zu schaffen. Dazu kann jeder Besitzer mit relativ geringem Aufwand sehr viel beitragen: Ein möglichst gleichmäßiges Raumklima von ca. 18 bis 21°C und von ca. 50 bis 60% Luftfeuchtigkeit ist durchwegs notwendig. Ein wesentlicher Faktor für die Alterung und den Abbau von Farben, Geweben und Papier ist der Einfluß von Licht. Die Lichtstärke führt zu einer allgemeinen Alterung, die um so schneller fortschreitet, je stärker sie

ist. Für den Museumsbetrieb werden 150-200 Lux gefordert. (Im Wohnraum sind durchschnittlich 400-600 Lux zu messen, Tageslicht besitzt eine Intensität von 10.000 Lux.)

Bei einigen Objekten, z.B. bei Möbeln, zeigt sich, welche starke Veränderungen solche Stücke unter Umständen in ihrer Geschichte erlebt haben. In jedem einzelnen Fall wird es darauf ankommen, ob man das einmal geschaffene Stück, seinen stilgeschichtlichen Aspekt oder seine Funktionsgeschichte dokumentieren möchte, erst dann sollte mit der entsprechenden Restaurierung begonnen werden.

Abschließend faßte Dr. Manfred Kolker das Gesagte zusammen und betonte, daß für alles von Menschenhand Geschaffene und ebenso für die Natur am gefährlichsten immer der Mensch selbst ist. Schon John Ruskin bemerkte 1849: „The principal of modern times is to neglect buildings first, and to restore them afterwards. Take proper care of your monuments and you will not need to restore them!“

Dächer-Seminar

In den letzten Jahren wurde den Dachdeckungsmaterialien wenig Beachtung geschenkt, oft verfielen komplette Neudeckungen von Dächern historische Gebäude. Diese Problematik war Anlaß zu diesem „Vertiefungsseminar“.

In den Referaten wurde ein Überblick über historische Dachdeckungsmaterialien, von Stroh über Steinplatten und Holzschindeln bis zu den Dachziegeln, die für Österreich von vorrangiger Bedeutung sind, gegeben sowie über den Aufbau von Dachstuhl, Sparren- und Pfettendächern und deren historische Entwicklung, außerdem über die Geschichte des Spenglerhandwerks, historische Dachdeckungen, die von Spenglern hauptsächlich verwendeten Materialien und deren Verarbeitungstechniken berichtet.

Es wurde aufgezeigt, welchen Beanspruchungen ein Dach standhalten

muß, welche unterschiedliche Bauarten für Flach-, flach geneigte Dächer und Steildächer erforderlich sind, und daß für unterschiedliche Dachneigungen jeweils entsprechende Deckungsarten notwendig sind, um allen Anforderungen gerecht zu werden. In der dem Skriptum beigelegten Tabelle ist dies anschaulich dargestellt.

Des Weiteren wurde über die heute geltenden Qualitätskriterien von Dachziegeln und -steinen informiert. Dabei wurde klar, daß aufgrund der heute üblichen maschinellen Herstellung und der anderen Tonqualität die optischen Qualitäten der alten Dachziegel selbst nach Belichtung über Jahre nun nicht mehr erreicht werden können. Die Seminarteilnehmer konnten auch lernen, nach dem Augenschein zu beurteilen, ob alte Dachziegel auszuwechseln sind oder noch ihren Anforderungen genügen.

Architekt Simlinger legte genaue Aufstellungen vor, die für eine gewissenhafte Ausschreibung bzw. auch für die Terminplanung sehr hilfreich sind. Denn nur eine detaillierte Ausschreibung nach dem bereits gut erfaßten Schädensbild kann den zu erwartenden Kostenrahmen gewährleisten.

Zusammenfassend stellte Dipl.-Ing. Karl Neubarth fest, daß die regelmäßige Pflege zur Erhaltung eines Daches wesentlich ist, denn Dachziegel z.B. haben kein „Ablaufdatum“, es gibt auch 500 Jahre alte Ziegeldächer. Deshalb ist es wichtig, daß der Bauherr gut informiert ist, denn dann kann die Verbindung mit den Handwerkern gute Ergebnisse erbringen.

Am 8./9. November 1996 findet das nächste Seminar zum Thema „Biblioteken – Archive – Graphiksammlungen“ in Schloß Schönbrunn, Wien, statt.

Ausführliche und weiterführende Skripten, versehen mit zahlreichen Abbildungen, können im Generalsekretariat des ÖBV, Schloß Parz 4710 Gneiskirchen, erworben werden. Mobilien-Seminar: 300 öS, Dächer-Seminar: 400 öS.

Staatsminister Hans Zehetmair überreichte die Auszeichnungen. Den Festvortrag hielt Professor Dr. Vittorio Magnago Lampugnani, Lehrstuhl f. Gesch. d. Städtebaus an der ETH Zürich. Der Vortrag mit dem Thema „Für ein Projekt der Erinnerung“ ist in diesem Heft zur Gänze abgedruckt.

Der Denkmalpreis der Hypo-Kulturstiftung wurde am 23. Juli zum elften Mal verliehen. Preisträger 1996 sind zu gleichen Teilen Graf und Gräfin zu Waldburg-Wolfegg, Peter Mühlbauer sowie Martin Peter Kirschner. Darüber hinaus wurden fünf weitere Anerkennungen für beispielhafte Leistungen ausgesprochen, u. a. an Dr. Friedrich Weinschrod für die Restaurierung von Schloß Gebsattel.

Der Verein zur Erhaltung privater Baudenkmäler und sonstiger Kultur- und Naturdenkmäler in Bayern e. V. beglückwünscht seine Mitglieder Max Graf und Henriette Gräfin zu Waldburg-Wolfegg und Dr. Friedrich Weinschrod zu dieser in Bayern und darüber hinaus wohl einzigartigen oder zumindest außergewöhnlichen Auszeichnung.



Schloß Unleben, nach und vor der Restaurierung

Schloß Schönburg, nach und vor der Wiederherstellung



Schloß Unleben

Schloß Unleben, im nördlichsten Teil Bayerns (1. Kr. Rhön-Grabfeld), nahe der thüringischen Grenze gelegen, zählt zu den am besten erhaltenen

den, malerischsten Wasserburgen Frankens. Die dreiflügelige Anlage stammt im wesentlichen aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Der Westflügel wurde im 18. Jahrhundert barockisiert. Damals ersetzte man auch die Zugbrücke über den Wassergraben durch eine Steinbrücke. Hervorzuheben ist die historisch unberührte Situierung der Anlage am Rande des Dorfes. Im Jahre 1741 erwarb der Würzburgische Hofkanzler, Reichsrat und Hofpfalzgraf, Cornelius Freiherr von Habermann, das 1160 erstmals erwähnte Rittergut. Seither befand es sich im Eigentum dieser Familie. Von ihr kaufte es der heutige Eigentümer Max Graf von Waldburg-Wolfegg anlässlich der Heirat mit Henriette Frein von Habermann.

Sie begannen im Jahre 1977 mit der Instandsetzung der gesamten Anlage. Zunächst wurde der Ostflügel renoviert. Danach sanierte man die Grabenfundamentmauern. Es folgten die Freilegung des Fachwerks im 1. Stock im Inneren sowie die Restau-



rierung der bemalten Wände und Holzdecken. 1982 wurde die Hochwasserfreilegung durchgeführt; gleichzeitig geschah die Renovierung des Innenhofes. In den Jahren 1986 ff. wurden Schritt für Schritt der Dachstuhl und die Dachdeckung repariert. Die Erneuerung aller Rinnen, Kehlen und Fallrohre am Ostflügel und an der Kapelle schloß sich an. 1990 wurde der verlandete Graben wieder auf die ursprüngliche Tiefe zurückgeführt. Gleichzeitig gelang die Sanierung



der akut einsturzgefährdeten Schloßbrücke. Der kleine Schloßgarten wurde wiederbelebt. Auch die weitläufigen Ökonomiegebäude konnten zwischenzeitlich renoviert werden.

Bei allen Maßnahmen legten Graf und Gräfin Waldburg-Wolfegg größten Wert darauf, daß die Geschichte des Hauses in allen Teilen erlebbar bleibt. So verzichteten sie darauf, das Gebäude neu zu verputzen. Die historischen Putze wurden vielmehr belassen und lediglich ausgebessert. Dasselbe gilt für die Dachdeckung und für die Instandsetzung des gesamten Fachwerks. Ebenso behutsam wurde im Inneren vorgegangen. Hier ging es auch darum, die Atmosphäre eines fränkischen adeligen Landsitzes mit reicher Familiengeschichte wiederzugewinnen. Bei der Wiederherstellung der Wohnräume wurden Erinnerungsstücke an den Reichstagsabgeordneten Gustav Freiherr von Habermann sowie an seinen Sohn Hugo, Professor an der Münchner Akademie der Schönen Künste und Mitbegründer der Sezession, integriert. Die Restaurierung des Wassergrabens machte die Wehrhaftigkeit der ganzen Anlage wieder in vollem Umfang erlebbar. In seinem heutigen Erscheinungsbild repräsentiert Schloß Unleben den typischen spätmittelalterlichen fränkischen Rittersitz. Die sich über etwa 20 Jahre hinweg erstreckenden Restaurierungsmaßnahmen sind darüber hinaus ein vorzügliches Beispiel dafür, wie mit kleinen Schritten, getragen von Unbeirrbarkeit und Zähigkeit, auch ohne gewichtige staatliche finanzielle Hilfe eine große Schloßanlage angemessen instand gesetzt werden kann.

Schloß Schönburg

Schloß Schönburg (Pocking, Lkr. Passau) gehört zu den schönsten Schloßanlagen Niederbayerns. Es wurde im wesentlichen in den Jahren 1676 bis 1690 erbaut. In der Mitte des 19. Jahrhunderts erfolgten eine grundlegende Überformung und teilweise Erweiterung der weitläufigen Anlage. Der Zugang findet von der Nord-West-Seite her statt. Ein stattliches Torhaus umschließt mit dem dreiflügeligen Hauptbau, der

aus einer dreigeschoßigen Rechteckanlage mit zwei an der Nordseite ausspringenden, kurzen Flügelbauten und zwei zur Hälfte hervortretenden, vierckigen Türmen besteht, einen reizvollen Hof. Seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges verfiel der prächtige Anstz zusehends. Bauunterhalt wurde nicht mehr geleistet. Teile des Gebäudes drohten einzustürzen. In den Balkenlagen machte sich der Hausschwamm bemerkbar. Feuchtigkeit breitete sich aus. Verschiedene Versuche, zur Rettung des Gebäudes einen kompetenten Eigentümer zu gewinnen, scheiterten. In dieser fast ausgewogenen Lage entschloß sich Herr Peter Mühlbauer im Jahre 1991, die Anlage zu erwerben und instand zu setzen.

Unmittelbar nach dem Ankauf begann er tatkräftig mit den Arbeiten. Um den Bestand zu sichern, ließ er zunächst den Dachstuhl und das Dach reparieren sowie die dringendsten Fundamentsicherungsarbeiten und Gewölbearbeiten durchführen. Die Renovierung der Fassaden schloß sich an: Die historischen Putzstrukturen wurden mit Gipsen und Pilastern nach wie derhergestellt. Es gelang ihm, sämtliche 129 Kastenfenster mit ihrer 150 Jahre alten Verglasung zu erhalten. Alle Beschläge und Scharniere wurden dabei sorgfältig gereinigt und wieder angebracht. Besondere Sorgfalt legte Herr Mühlbauer auf die Inneninstandsetzung. Er erwarb historische Türen und Türstücke, Fußböden und Öfen und ließ diese einbauen. Auf diese Weise konnte das

ursprüngliche Erscheinungsbild des Schlosses mit seiner prachtvollen Folge von Räumen wiedergewonnen werden. Heute zeigt sich Schloß Schönburg innen wie außen wieder als glanzvolle Rokokoanlage. Hervorzuheben ist vor allem auch, daß Herr Mühlbauer selbst bei den Renovierungsarbeiten Hand anlegte. Er scheute keinen Einsatz, weder persönlicher noch finanzieller Art, um sein Schloß herzustellen. Heute dient es als Verkaufsraum für Antiquitäten und ist damit auch der Öffentlichkeit zugänglich.



Schloß Gebsattel

Herr Dr. Weinschrod hat mit der Instandsetzung und der Bewohnbarmachung von Schloß Gebsattel (Ukr. Ansbach), dem historischen Mittelpunkt der Familie, ein hervorragendes Beispiel für die Bedeutung der Privatinitiative im Bereich der praktischen Baudenkmalpflege in Bayern gegeben.

Die malerische, in einem großen Hof gelegene, unumauerte, weitläufige Anlage stammt im wesentlichen aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Ein Vorfahre des heutigen Eigentümers ließ den Wohntrakt des Schlosses von Gabriel von Seidl, einem



Schloß Gebsattel, vor und nach der Restaurierung

der damals führenden Münchner Architekten, modernisieren. Dr. Friedrich Weinschrod begann die Sanierung des Gesamtkomplexes zusammen mit seiner Frau und seinen Eltern im Jahre 1987. Zunächst wurden die vierteiligen Wohngebäude instand gesetzt, dann die zahlreichen Nebengebäude. Die Ausführung erfolgte streng nach denkmalpflegerischen Grundsätzen, so daß der historische Baubestand des Schlosses in vollem Umfang gesichert werden konnte. Die Anlage wird von der Familie Weinschrod bewohnt und bildet ein vorzügliches Beispiel dafür, daß auch heute ein Schloß mit seinen vielen Wohnetagen, Treppen und Erkern – bei sachgerechter Instandsetzung – ein gemütliches Zuhause für alle in ihm lebenden Generationen bilden kann. Besonders hervorzuheben ist, daß die im Schloßbereich stehende Kirche der Öffentlichkeit zugänglich ist.

Hans-Dieter Eckstein

Historische Fußböden und Parkette

Tagung der Handwerkspflege in Bayern am 28./29. Juni 1996
auf Schloß Ehrenburg bei Coburg

Denkmalpflege

Die Nichtbeachtung (des Fußbodens) durch die Kunstgeschichte und durch die zeitgenössische Architektur mag mit dem Phänomen zusammenhängen, daß das menschliche Auge in einem Raum den Fußboden, der doch Träger und Basis einer Raumauffassung ist, offensichtlich nicht bewußt wahrnimmt bzw. über ihn hinwegsieht.

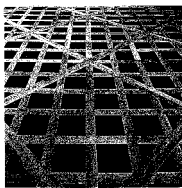
„Auf den Fußböden zu schauen“ war unlängst Thema einer Tagung und einer Ausstellung in Coburg. Namhafte Fachleute aus Bayreuth,

Berlin, Kassel, Köln, Lengries, München, Thierhaupten und aus der Schweiz referierten über die zahlreichen Facetten des Holzfußbodens in Vergangenheit und Gegenwart. „Parkett“ wurde hier offenbar erstmalig – wissenschaftlich bisher kaum bearbeitet – als kulturgeschichtliches Thema behandelt.

So führte der erste Vortrag mit dem Titel Raumkunst und Bodengestaltung in das Thema ein. In einem ersten Teil wurden ein historischer Überblick zur Geschichte des Holz-

fußbodens an sich und der Entwicklung seiner Handwerkstechniken gegeben, die Forderungen der Denkmalpflege im Umgang mit Holzfußböden dargelegt und über Bestandsaufnahme und Dokumentation derselben informiert. Der zweite Teil der Tagung war ein Streifzug durch bayerische, fränkische und preussische (dieser Vortrag fiel leider aus) Residenzen und Schlösser und die Entwicklung der Parkettkultur vom einfachen Dielenboden über das Tafelparkett bis hin zum Intarsi-

Kassettenboden, Eiche massiv, mit Sippo-Mahagoni-Würfeln, auf Englisch-Mahagoni gebeit, München, Furoindustriepark



Peter Nickl (Hrsg.), Parkett: Historische Holzfußböden und zeitgenössische Parkettkulturen, (Klinkhardt & Biermann), München/Berlin 1995, Broschur, 21 x 25, 184 Seiten mit zahlreichen, fast ausschließlich farbigen Abbildungen, DM 48,-

Nähere Informationen: Galerie Handwerk, Max-Joseph-Straße 4, 80333 München, Tel. 089/5119 296

enparkett, dem kunsthandwerklichen Höhepunkt.

Wem nun der „Mund wäßrig“ geworden sein sollte, der grüne sich nicht, bei dieser Veranstaltung nicht dabei gewesen zu sein. Es ist nämlich ein noch umfangreicherer Katalog bzw. ein Buch erschienen, der allen, die in diesem Thema einsteigen oder in dieses Thema einfahren wollen, wertvolle Impulse und Anregungen geben kann.

Das Buch ist eine Reise nach Franken, zu den markgräflichen und fürstertzischöflichen Residenzen und Schlössern in Würzburg, Veitshöchheim, Bamberg, Pommersfelden, Bayreuth und Coburg. Wir begegnen Versailles Parkett, Böden mit einfacher ländlicher Ausstrahlung und solchen, die scheinbar nicht geschaffen wurden, um begangen zu werden. Wir begegnen der Auftraggeberin Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth, die von der damals führenden Firma Spindler ihre ausgefallenen Entwürfe ausarbeiten ließ. Der Lebensweg der Gebrüder Spindler wiederum führt uns zwangsläufig auch in das Potsdam Friedrich II., Wilhelmines Bruder, Ludwig I. war hingegen inspiriert von italienischen Steinmosaikfußböden für die klassizistischen Räume seiner Münchner Residenz. Klänge war sein Meister. Im Haus Gramer in Berlin-Dahlem treffen wir auf exem-

plarische Böden aus dem 20. Jahrhundert. Die Böden der Neuen Pinakothek in München überraschen durch ihre versteckte „Führungsqualität“.

Die Handwerkspflege in Bayern versteht es als ihre Aufgabe, die kulturellen Leistungen des Handwerks in unserer Zeit zu dokumentieren. Eine in der Galerie Handwerk in München gezeigte Ausstellungsreihe befaßt sich mit dem Handwerk im Bereich der Sekundärarchitektur, mit Leistungen, die das Erscheinungsbild eines Baues und seiner Umgebung, den öffentlichen Freiraum, prägen und die aber auf den ersten Blick nicht auffallen. In dieser Ausstellungsreihe entstanden bisher die Publikationen die Kunst des Pfaltsterns; Zäune, Gitter, Tore; die Schönheit der Spalere; Sitzbänke; Lebendige Mauern; kleine Fenster; Balkone – und nun: Parkett.

Petra Niedziella

AUSSTELLUNGEN

Altstadt und Werbung

Eine Ausstellung

Am 13. Januar dieses Jahres wurde in Stralsund eine Ausstellung eröffnet, die wandern will und sich sehen lassen kann. Die Wanderausstellung versteht sich als Pilotprojekt zur Lösung von Detailproblemen bei Leitbildentwicklung und Stadtmarketing unserer historischen Innenstädte.

Bereits 1994 startete ein Arbeitsprojekt zum Thema „Altstadt und Werbung“. Mit Designern, Architekten und verbeamteten Kollegen wurden Außenwerbungen für eine Hand voll Geschäfte in Stralsund erarbeitet. Die Ergebnisse fanden auf der „denkmal 94“ in Leipzig großen Anklang. Projektinitiatorin und -leiterin war und ist eine Frau, Friz Fischer.

Mit viel Mühe werden heute die Altstädte und deren historische Bausubstanz im Sinne der Denkmalpflege saniert, restauriert, rekonstruiert. Hat ein Umdenken stattgefunden? Das widerspricht zunächst nicht der Einfügung zeitgemäßer Bauten in einer angemessenen und qualitativollen Architektursprache in diese Ensembles. Oft jedoch zerstücken die Geschäfte die Häuser und zerstören, wie die Werbung, den Gesamteindruck des Bauwerkes. Das geschieht

oft unbemerkt, trotz Gestaltungs- oder Werbesatzungen. Es gibt kaum Literatur, kaum Ansätze für die Kriterien: guter Werbung, und es mangelt an Expertengesprächen, dem Austausch unter Fachleuten, der Diskussionsgrundlage.



Wir müssen uns klarmachen, daß Werbung das Stadtbild in entscheidender Weise prägt (und nicht selten verunsichert). Deshalb muß die Unverwechselbarkeit einer jeden Stadt herausgearbeitet werden, um eine individuelle Abgrenzung und wirtschaftliche Qualität zu erlangen. Wenn jede Stadt einen Hamburger Fischmarkt, ein Mittelalterfest oder einen Weihnachtsmarkt hat, wo bleibt da das Besondere? Wenn die sogenannten Fußgängerzonen – diese Entwicklung begann wohl in den siebziger Jahren – zu leeren und an Atmosphäre äußerst armen Zonen werden, spätestens sobald die Geschäfte schließen, und darüber hinaus austauschbar, ob in München,

Augsburg, Frankfurt oder Köln, dann ist wohl die Individualität einer Stadt und insbesondere ihrer Altstadt in Frage gestellt. Wir überfrachten mit unseren immer massiver werdenden Angeboten die Besucher.

Die Einkaufszentren auf der grünen Wiese scheinen den Altstädten das Wasser abzugraben, sie auszumergeln. Hingegen ist ein gut florierender Mittelstand die Basis einer gut florierenden Stadt. Die Eigenarten und Ziele der Stadt selbst auf der Basis der gewachsenen Gegebenheiten herauszuarbeiten und sie gemeinsam zu verfolgen ist die Aufgabe der Zukunft.

In jeder Stadt gibt es genügend Kräfte, die gemeinsam in der Lage sind, die vorgenannten Ziele zu verwirklichen. – Die Ausstellung „Altstadt & Werbung“ kann ein Podium sein, sie zusammenzuführen. Sie zeigt eine Bestandsaufnahme möglicher Werbetechniken, positive und negative Beispiele, den Zusammenhang von Werbung und Stadtmarketing, einen kurzen Abriss der Geschichte der Werbung, Anregungen für das Handwerk u. v. m.

Friz Fischer/Petra Niedziella

Pflastermosaik vor einem Optikergeschäft

Nähere Informationen über das Projektbüro: Altstadt & Werbung c/o argus grafik Design Friz Fischer Henning-Möller-Str. 1 18439 Stralsund Tel./Fax: 03831/29 98 4

Ywain auf Schloß Rodenegg

Eine Bildgeschichte nach dem „Iwein“ Hartmanns von Aue

Volker Schupp und Hans Scklenar

Mitte der siebziger Jahre entdeckte man in der ehemaligen Burgkapelle von Schloß Rodenegg bei Brixen Wandbilder, die dem im Mittelalter äußerst beliebten Roman „Iwein“ von Hartmann von Aue folgten. Seit dieser sensationellen Entdeckung werden eine ganze Reihe wissenschaftlicher Untersuchungen an diesen Bildern angestellt, an denen auch die Autoren dieses Buches beteiligt sind. In dieser vorliegenden ersten vollständigen Publikation des ältesten weltlichen Bilderzyklus stellen die beiden Autoren die Bildtafel

mit einer Darstellung der Geschichte der Burg und ihrer Besitzer vor. Sie gehen davon aus, daß die Vorlage der Bilder Hartmanns Text gewesen ist, womit die in Rodenegg dargestellte Geschichte einer literarischen Gattung angehört, die erst kurz zuvor in Deutschland neu eingeführt worden ist, dem Artusroman, wobei der erste Dichter in deutscher Sprache im Gefolge von Chrétien de Troyes eben Hartmann von Aue ist, dessen große Kunst sein jüngerer Kollege Gottfried von Straßburg als „kristallinen wortelin“ preist.

Die Autoren erzählen die Abenteuer Iweins anhand der Wandbilder detailliert nach und beschäftigen sich mit abweichenden Meinungen, etwa von James Rushing, der die Bildgeschichte in seiner Princeton-Dissertation rein ikonographisch, ohne Berücksichtigung von Hartmanns Text vornimmt. Zur Datierung der Bilder wird ein Forschungsbericht geboten (vgl. den Beitrag von V. Schupp in diesem Heft).

L. W. Regele

BUCHVORSTELLUNG

Volker Schupp und Hans Scklenar, *Ywain auf Schloß Rodenegg*, 120 Seiten mit 26 Abbildungen, davon 15 in Farbe von Hubert Walder, 17 x 24 cm, Pappband, Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1996 DM 29,-, 68 215.

Burgen – Symbole der Macht

Ein neues Bild der mittelalterlichen Burg

Joachim Zeune

Etwa 150 Jahre ist es nun her, seit die Burg zum Forschungsobjekt erhoben wurde, und nicht nur Wissenschaftler vermag sie nachhaltig zu begeistern. Vor allem als „Stimulus einer Bauaufgabe“ (Burmeister) mit ganz unterschiedlichen Ergebnissen. Woher soll sich nun der weite Kreis der Burgenfreunde sachlich fundierte, anschaulich zusammenfassende und vor allem verständliche Information verschaffen? Was sollte man wissen, welche praktischen Grundsätze beherzigen, welche wissenschaftlich abgesicherten Methoden anwenden, wenn die Burg zum Projekt wird? Hier ergänzt Dr. Joachim Zeune, Forscher mit Erfahrungsschatz aus seiner Tätigkeit am Bamberger Lehrstuhl für Mittelalterarchäologie und als Ausgräber, das eher dünne Informationsangebot. Sein neues Burgenbuch beantwortet diese Fragen, trocken Staub der Wissenschaft, gelehrte 1.ständlichkeit oder aufgeplustertes Fachvokabular darf man darin dankbar vermissen. Bewußt bietet Zeune dem Leser seine persönliche Sichtweise an, um die Blickrichtung zu ändern, um eben nachdenklich zu machen. Von der Planung bis zur Zerstörung durch Kriegsgewalt, Forschung oder Sanierung wird die mittelalterliche Burg im europäischen Zusammenhang dargestellt.

Schon der Titel „Burgen – Symbole der Macht“ verrät, worum es auch geht: Ist die Burg nur ein wehrtechnisch optimiertes Zweckgebäude? Praktische Versuche und das Studium der Befunde, Literatur, Bild- sowie anderer Sachzeugen rauben dem Schutz- und Trautbau etwas von seiner objektiven Wehrhaftigkeit. Was bleibt, will eher überzeugen als sich wehren, verkündet Macht oder wenigstens den Anspruch darauf, prözt vor Freund und Feind mit Statussymbolen. Magdalena Hörmann-Weingartners Anmerkungen zur machtpolitischen Bedeutung des Südtiroler Burgenbaus (ARX 1, 95) werden inhaltlich weitergeführt. Der Machtanspruch begründet die Bauform. Schon 1972 wies Hans Martin Maurer in „Der Burgenbau als Gesinnungsausdruck und Herrschaftssymbol“ (Schwäbische Heimat) auf die auch „optische Wirkung“ der Burg hin.

Obwohl Zeune schon Publizistens nicht nochmals wiedergehen will, bleibt der gegebene Forschungsstand keinesfalls ausgespart. Das reiche Literaturverzeichnis (13 Seiten) bietet dem studierwilligen Leser Übersicht. Das ganze Buch bringt tiefe und – wo angebracht kritische Einblicke: auch in die Leistungen seiner Vorgänger, besonders zur

Frage des praktischen Umgangs mit Burgen und Burgruinen. Der ausführlich beschriebene Wettstreit zwischen Otto Pieper und Bodo Ebbard verdeutlicht die Positionen. Und was ausreichend Zeit und Geld gegenüber der eher summarischen altväterlichen Forschungskunst an Winkelgenauigkeit und Bauphasentrennung zu leisten vermag, wird an Grundrißvergleichen vorgeführt (Montfort, Stockenfels).

Burgenforschung heute will mit Zentimetern überzeugen, Bauphasen möglichst sekundengenau nachschreiben. Dafür „entrißt“ der Bausforscher seinem Opfer überraschende und erstaunliche Ergebnisse, bis zum zerstörenden Eingriff gebohren hinter „jüngeren Verputz, vorgeblendeten Mauern oder zuvor unbeachteten Unregelmäßigkeiten in Mauerverläufen“. Oft endet die wissenschaftliche Ausschlichtung als Bauscherz: früher dasensüberhöhend (Neuschwanstein), heute mit „wirklichkeitsnahem Neubau“ (Romanisches Haus Seligenstadt). So stellt Zeune dann des Denkmalspflegers Gretchenfrage: „Darf man jüngere Bauphasen für weniger bedeutungsvoll erachten als ältere, sie offen für die Rekonstruktion älterer Bauzustände?“ – Zu ergänzen wäre: für die Putschreibung des For-

BUCHVORSTELLUNG

Joachim Zeune, *Burgen – Symbole der Macht*, Pustet-Verlag Regensburg 1996, 246 Seiten mit 110 sw-, 32 Farbabbildungen und zwei Übersichtskarten. Hinführungspreis bis 31. 12. 96: DM 66, (danach DM 74,-)

schungsstands, für bizarren Neubau? Um es fast mit Zeune zu sagen: Nicht nur -Neu- und Umbaumaßnahme, auch unbescheidene Bauforschung -erstellt zu viele mittelalterliche Burgen. Das -archäologische Fenster- (Wirth) entartet eben gerne zum Krater bis unter die Fundamente. Folgerichtig will das Buch aufklären, Mißverständnisse ausräumen, für pfleglichen Umgang werben. Es geht um kluge Bestandsbewertung, sparsamste Eingriffe, angemessene Dokumentation sowie um pflegende Anwendung bewährter Bautechnik. Die -neuerliche Welle von mißglückten Burgensanierungen- könnte dann abflauen. Auch der nachmittelalterliche oder baufernverdeckende Befund verdient unseren Respekt.

Nicht in allen Bereichen will Zeune wie bei der Schießscharte zum Forschungsstand Stellung nehmen, die Frage des Bildprogramms im Umfeld des Burgenschmucks spart er bewußt aus. Eine Ergänzung zu dem Gelnhäuser -Barbarosakopf- (Abb. 44), ein -männliches Gesicht mit langem, geschweiftem, hochgezogenem Bart, als monströser -Schreckkopf- beschrieben, sei dennoch erlaubt: Die Figurenattribute und die an den Bartspitzen schückenden Köpfchen - ein rundlich-barloses

mit gleicher Haartracht wie der schmalgesichtige Bärtige mit Doppelblattkrone und ein Bärenhaupt - wollen genauer betrachtet werden: Offenbar entstammt die zweitverwendete Skulptur einem Bildenrätzel der zwölf Tierkreisezeichen und sieben Planeten, die anagogisch-himmelwärts führende Sinnenebene. Deren Bedeutung steht noch über der moralisierenden Interpretation, jenseits der Frage nach Meister und Datierung. Die Dopplungsverweise: Köpfchen und Bartschweife, Haartracht, Krone und die Bärenstembilder - bieten die »Zwillinge« als Auflösung. Dabei steht der Rundkopf für den gumtügen Jupiterzwilling, der schmale für den zauberisch-raffinierten Merkur. Alles bildet ein beziehungsreiches -Instruktionsspiel- (Westfehling), Schulaufgabe für den Erkenntnisweg. Die vollständigen Sternrätsel der Portale von Schloß Tirol (vgl. Abb. 88), im Bestienfresko St. Jakobs in Kastellaz, der Freisinger Bestiensäule oder am Bamberger Fürstenportal bieten Vergleichsmaterial - doch zurück zum Thema.

Verblüffende Bildbeispiele wie die Runkelsteiner Regenwasserleitung vom Dach in die Hofzisterne, Kyesers -Hunde und Gänse bewachen eine Burg, bis hin zu Zeunes eigenen Aufmaßzeichnungen veran-

schaulichen und belegen den Text, bieten Augenweide, aber, was vor allem die Sanierungsbeispiele betrifft, auch Abschreckung. Griffige Überschriften erleichtern die Orientierung im Buch. Sie verheißen ein reiches Lesevergnügen vom ... pett klein und groß, bis zu -Mit Zwergen gefüllte Pasteten-. So kann der Leser das fehlende Sachregister (bis zur zweiten Auflage?) verschmerzen. Das drucktechnisch überzeugende Buch ist auch bestens lektoriert, eine durchaus vorzeigbare Verlagleistung. Text und Bild bieten dem Burgenliebhaber eine schlüssige Einführung, teils sogar Vertiefung in die Welt der mittelalterlichen Burgen und räumen mit mancher Phantasterei auf. Zeunes Werk kann dem Laien als Einstieg, dem Fachmann als wertvolle Ergänzung einer burgenkundlichen Bibliothek dienen. Vor allem aber den Burgenpraktikern sei es empfohlen.

Selbstverständlich fordert Zeune als Leiter des Bamberger Büros für Burgenforschung zum Abschluß die kundige Betreuung von -Maßnahmen- an Burgen und ihren Resten. Wer sein Kapitel -Vom schwierigen Umgang mit alten Burgen- liest und die Praxis kennt, kann das gar nicht dick genug unterstreichen!

Konrad Fischer

BUCHVORSTELLUNG

Stadt-Burg-Festung

Stadtbefestigung von der Antike bis ins 19. Jahrhundert.

hrsg. und verlegt vom Stadtmagistrat Wien

Stadt-Burg-Festung, Internationale Tagung, Glurns, 23. - 25.06.1994, hrsg. und verlegt vom Stadtmagistrat Innsbruck, Innsbruck 1994.

Es handelt sich um den vom Tagungsleiter Franz-Heinz von Hye edierten Tagungsband. In ARX 2/93 wurde die Veranstaltung im malerischen Südtiroler Städtchen Glurns angekündigt, die der Frage nach der Befestigung der Städte und Burgen gewidmet war.

Die mit Abbildungen und Farbtafeln versehenen Referate stammen von Hilde Thür, Wien (Stadtmauern der

Antike); Paul Naredi-Rainer, Innsbruck (Die Stadtmauer in der Ikonographie der christlichen Kunst); Thomas Biller, Berlin (Die mittelalterliche Stadtbefestigung im deutschsprachigen Raum); Michael Gebhardt - Max Siller, Innsbruck (Burg und -Stadt« vom Germanischen bis zum Frühmittelhochdeutschen); Ulrich Schütte, Marburg (Wandlungen in der Stadtbefestigungstechnik seit dem frühen 16. Jahrhundert); Karl

Heinz Burmeister, Bregenz (Zur Finanzierung und Organisation von Stadtbefestigungen); Magdalena Hörmann-Weingartner, Innsbruck (Burgbau in Tirol im 16. Jahrhundert - Defension oder Prestige); Erich Hillbrand, Wien (Österreichische Stadtbefestigungsanlagen im 19. Jahrhundert); Franz-Heinz von Hye, Innsbruck (Das Phänomen »Stadtmauer« in Tirol - vom Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert).

BUCHVORSTELLUNG

Burgen, Schlösser, Ruinen in Nord- und Osttirol

Beatrix und Eugen Pinzer

Das großformatige Buch in Händen zu halten, durch die Seiten mit den zahlreichen Abbildungen zu blättern ist bereits ein Vergnügen. Die beiden Autoren haben nicht nur bur-

genkundlich Interessantes, sondern auch kulturhistorisch und volkskundlich Wissenswertes in der Aufarbeitung dieses Themas miteinbezogen. So geben die ersten 20 Sei-

ten allgemeine Informationen, etwa über »Tiroler Burgen im Wandel der Zeit«, über »Burgenbau«, »Alltagsleben auf einer Burg«, »Rittertum«, »Höfische Tischzeit« und »Wann

eine Burg gehörig gebaut werden soll". Anschauliche Zeichnungen erklären auch mittelalterliche Geräte, wie etwa das Schema eines Belagerungsturms, aber auch einen mittelalterlichen Zweikampf oder eine Pechnase.

Im Hauptteil werden über 90 Burgen, Schlösser, Ruinen und Ansitze – keine Bestandsaufnahme – vorgestellt, so unter anderen selbstverständlich Tirols berühmtes Schloß Anbrás, aber auch die historisch be-

deutende, jedoch abgekommene Burg Arl in St. Anton.

Die Anwesen, ihre Eigentümer und die jeweiligen Zeitepochen werden von der historischen Seite ausführlich aufgearbeitet dargelegt, auch Erzählungen und Sagen sind eingeflochten. Die Baugeschichte der Objekte ist knapp, kunsthistorische Aspekte sind kaum erwähnt. Den Leser erwartet keine Auflistung von historischen Daten, sondern im Erzählstil vorgebrachte historische Ereignisse, allgemein Wissenswertes

und damit die Möglichkeit, sich geistig in vergangene Epochen fallen zu lassen.

Ergänzend gibt es Nützliches, wie „Erklärung von Sachwörtern zur Burgenkunde“, eine Zeitafel, ein Literaturverzeichnis und ein Register.

Das prächtige Buch, das ansprechend und übersichtlich gestaltet ist, enthält über 250 qualitativ, meist farbige Abbildungen und verlockt schon dadurch, mit dem Lesen zu beginnen.

Bettina Nezval

Beatrix und Egon Finzer, Burgen, Schlösser, Ruinen in Nord- und Osttirol, Edition Löwenzahn, Innsbruck 1996, 224 Seiten, DM 99,50, €5 98

Fischer von Erlach und die Wiener Barocktradition

hrsg. von Friedrich Polleroß

Die neuesten Forschungsergebnisse, die anlässlich eines Fischer-von-Erlach-Symposiums im Herbst 1993 präsentiert wurden, sind nun in einem umfangreichen Band publiziert.

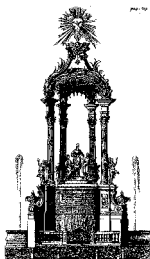
Die neuen Ergebnisse zur Forschung über diesen international bedeutenden Barockarchitekten werden in Kapiteln zum Josepfsbrunnen, zur Hofburg und zum Prunksaal der Hofbibliothek in Wien sowie zu Fischers Werken in Breslau dargelegt.

Ergänzt werden diese Kapitel durch eine allgemeine Einleitung zu Johann Bernhard Fischer von Erlach und zur Wiener Barockarchitektur auf 120 Seiten. Dabei werden auch

derzeit kulturpolitisch brisante Themen – wie z. B. das Museumsquartier in den Wiener Hofstallungen – angesprochen.

Übrigens, Neucs gab es auch anlässlich der Buchpräsentation im Stadtpalais des Prinzen Eugen, dem heutigen Finanzministerium, zu besichtigen: Im Erdgeschoss wurden bei Umbauarbeiten erstaunlich gut erhaltene barocke Fresken entdeckt, zu denen die Gäste der Buchpräsentation von Herrn Dipl.-Ing. Schedivy vom Bundesdenkmalamt geführt wurden.

Bettina Nezval



BUCHVORSTELLUNG

Fischer von Erlach und die Wiener Barocktradition, hrsg. von Friedrich Polleroß, Böhlau-Verlag, Wien/Köln/Weimar, 1995, 413 Seiten, DM 98,-, €5 68€

„Vermählungsbrunnen“, Kupferstich, 1732

Der Adelsitz im Mittelalter

Studien zum Verhältnis von Architektur und Lebensform in Nord- und Westeuropa

Uwe Albrecht

Wie der Titel bereits verrät, ist in diesem Buch nicht rein von einer bestimmten Ausprägung von Architektur in einer bestimmten Epoche und in einer bestimmten Region die Rede, sondern Architekturgeschichte wird als Kulturgeschichte betrachtet: Ein interdisziplinärer Ansatz der neueren Bau- und Burgenforschung, der mit den zu erwartenden Problemstellungen und Ergebnissen über das Interesse der Fachkreise hinausgeht.

Es ist die Habilitationsschrift des Autors, Uwe Albrecht, die 1989 von der Christian-Albrechts-Universität in Kiel angenommen und 1995 als Buch veröffentlicht wurde, es ist das Ergebnis langjähriger Forschung in sechs europäischen Ländern: Dänemark, Deutschland, England, Frank-

reich, den Niederlanden und Schweden.

Bevorzugter Forschungsgegenstand der Studie sind ganz bewusst die bescheidenen Adelsitze: Sie zeigen den breiten Unterbau der herrschaftlichen Wohngewohnheiten, verkörpern nicht das Einzigartige, sondern das Beständige. Und hier, im Grenzbereich zwischen Kunstgeschichte, vergleichender Volkskunde, genetischer Siedlungsforschung, Mittelalterarchäologie und Geschichte ist eine Forschungslücke zu schließen; das vorliegende Buch soll einen Beitrag dazu liefern. Ganz bewusst wurden hierbei die oft unreflektiert benutzten Wortschöpfungen „Burg“ oder „Schloß“ vermieden und statt dessen der Begriff „Adelsitz“ verwendet, d. h. wiederum: Wehr-

technische Fragen werden nicht erörtert.

Halle, Saalgeschoßbau und Wohnraum werden als die drei wichtigsten Grundtypen des europäischen Adelsitzes, die spätestens seit dem Übergang zum Steinbau greifbar werden, behandelt. Ihr Kerngebiet entlang der Nordseeküste und des englischen Kanals macht wieder einmal mehr die verbindende denn trennende Kraft des Meeres deutlich. Trotz beträchtlicher Entfernungen wurde zwischen Norden und Westen kontinuierlich kommuniziert, wobei der Westen eher gab, der Norden eher nahm (über den Weg der Hanse).

Schon im 13. Jahrhundert wurden Formen des adeligen Lebens vom

BUCHVORSTELLUNG

Uwe Albrecht: Der Adelsitz im Mittelalter, Deutscher Kunstverlag, München / Berlin 1995, Ganzleinen mit farbigem Schutzumschlag, 215 x 270, 282 Seiten mit 309 Abb., DM 198,-

städtischen Patriziat adaptiert (vgl. Wohnturm – Stadtturm). Umgekehrt wurden im 15. und 16. Jahrhundert bürgerliche Architekturen und Bauweisen auf den Schloßbau umgemünzt. Die Wechselbeziehungen zwischen Adel, Patriziat und Klerus werden dargelegt.

Mit dem „französischen Impuls“ setzt im 14. und 15. Jahrhundert ein Wandel ein: Die Anfänge höfischer Kultur liegen in Frankreich begründet. Etikette und Zeremoniell be-

stimmen die Entwicklung, die Lebensformen prägen die Architektur. Das einsetzende Bedürfnis nach Strukturierung und Differenzierung des Wohnens wird an „Corps de logis“ und „Appartement“ am besten erfahrbar. Diesem Thema ist das größte Viertel (vier große Kapitel) des Buches gewidmet.

Das Verhältnis von Architektur und Lebensform ist Ausdruck gesellschaftlicher Verfassung und zivilisatorischer Entwicklung – der mittelal-

terliche Adels- bzw. Gradmesser ritterlich-höfischer Kultur.

Mit diesem Buch ist ein wesentlicher Beitrag zur Soziologie, Kultur- und Kunstgeschichte des Adelsitzes im Mittelalter geleistet. Es wäre wünschenswert, daß Uwe Albrecht sich auch des Themas „Der Adelsitz im Mittelalter. Studien zum Verhältnis der Lebensform in Süd-, Mittel- und Osteuropa“ annehmen würde.

Petra Niedziella

BUCHVORSTELLUNG

Stefanie Seidel, Bibliotheken. Die schönsten Räume – Die wertvollsten Sammlungen. Deutschland, Österreich, Schweiz. 1995. 192 Seiten, 32 farbige und 75 S/W-Abbildungen, drei Karten, 13 x 24 cm, 49,80, 389 65, 48 sFr. Callwey-Verlag, München (aus der Reihe: Das Reiselexikon).

Nicht erst seit Ecos „Der Name der Rose“ kennen wir die Faszination der Bibliotheken. Sie sind Büchersammlungen, sind aber auch Gebäude und Räumlichkeiten, in denen Bücher aufbewahrt werden. Bibliotheksbauten dienen zu allen Zeiten der Repräsentation, vor allem sind sie wichtige Kulturträger, hüten und fördern das geistige Erbe und den Wissensschatz eines Landes.

Im Mittelalter waren vor allem die Klöster Träger der Buchkultur. Noch heute verwahren z. B. Einsiedeln, Admont, Lambach, Melk und Kremsmünster ihre Handschriftensätze. Die Bücher waren die geistigen Waffen der Klöster. In der Vita Gebhards, des Gründers von Admont, heißt es: „castrum sine armario“ („ein Kloster ohne Bibliothek ist wie eine Burg ohne Waffen“). Eine mittelalterliche Studienbibliothek läßt sich in Mondsee noch nachempfinden, allerdings ohne die angekettenen Bücher. Eine Blüte der Bibliothekskultur brachten Humanismus und Renaissance. Neben Universitätsbibliotheken entstanden Fürstenbibliotheken und Gelehrtenbibliotheken, bald auch Rats- und Stadtbibliotheken. Die Bibliothekspulte wurden ersetzt durch Wandregale, ein freier Saal, die Saalbibliothek entstand.

Seit der Erfindung des Buchdrucks durch Gutenberg 1450 vermehren sich die Bestände gewaltig. In der Gegenreformationszeit kam es in den süddeutsch-österreichischen Klöstern zu barocker Prachtentfal-

lung. Als völlig neuer Bibliothekstyp entstand die barocke Saalbibliothek, ein Festraum des Buches, in dem eine jubelnde Architektur mit Empore, Gewölbe und Kuppel weitete mit der Pracht der Deckengemälde, der erlesenen Stukkaturen, des plastischen Figurenschmucks und der schutzwerkverzierten Bücherschränke. Die Bücher, oft einheitlich gebunden, ruhten in „Repositorien“ genannten Schränken oder Wandregalen, kostbaren Gefäßen des gesammelten Wissens. Nach der kaiserlichen Hofbibliothek in Wien entstanden solche Barockbibliotheken in vielen österreichischen Klöstern und Stiften. In Süddeutschland und der Schweiz zeugen die Säle von St. Gallen, St. Peter im Schwarzwald, von Waiblingen, Schussenried, Fürstzell, Metten und Waldsassen von der einzigartigen Pracht dieser Bibliotheken. Nördlich der Alpen sind etwa 60 Klosterbibliothekssäle in allen Stilstufen des 18. Jahrhunderts erhalten. Unter den fürstlichen Bibliotheken der Barockzeit sind neben Regensburg und Amorbach, vor allem in Weimar und Sanssouci eindrucksvolle Beispiele erhalten. Die Säkularisation vernichtete dann jahrhundertalte Bibliotheken. Das Anwachsen der fürstlichen Hof- und Landesbibliotheken und der Universitätsbibliotheken durch das Säkularisationsgut führte zu Bibliotheksbauten im Stil des Klassizismus und Historismus wie bei der Münchner Hofbibliothek. Leopoldo della Santes Konzept vom dreigeteilten Bibliotheksgebäude mit Lesesaal, Verwal-

tungsräumen und eigenem Magazin und Henri Labrousse Eisenregalmagazin stehen am Anfang der modernen Bibliothek. Die Universitätsbibliotheken in Wien, Graz und Heidelberg, die Staatsbibliothek in Berlin und die Deutsche Bücherei in Leipzig veranschaulichen diese Entwicklung.

Dieses Reiselexikon führt zu den wichtigsten Sammlungen und schönsten Räumen: 77 in der Bundesrepublik, 31 in Österreich, 17 in der Schweiz, dazu noch Neustift in Südtirol sind erfaßt, insgesamt 128 Bibliotheken von Lübeck und Hamburg bis Wien und Genf. Die Fürstlich-Leiningensche Bibliothek in Amorbach, der Bibliothekssaal mit Deckengemälden in Bad Schussenried, der Pompejanische Saal der Landesbibliothek Coburg in Schloß Ehrenburg, die barocken Säle der Bibliotheken von Fürstzell bei Passau, Waldsassen, Füssen und der Dombibliothek Freising, die Thurn und Taxis Hofbibliothek in Regensburg mit den Asangemälden, die Stiftsbibliothek St. Florian und die Österreichische Nationalbibliothek mit dem Fischer-von-Erlach-Prunksaal, allein die Architektur bietet faszinierende Erlebnisse, ganz zu schweigen vom Inhalt etwa die Buchmalereien in St. Gallen, Einsiedeln, Melk oder München (Stadtbibliothek). Ein detaillierter und gut recherchiertes Führer, der zum „Bibliothekstourismus“ als einer besonderen Erlebnisform anregt.

L. W. Regelc

Bibliotheken

Die schönsten Räume – die wertvollsten Sammlungen
Deutschland, Österreich, Schweiz

Stefanie Seidel

Meissen-Jubiläumsausstellung

in Schloß Weyer, Gmunden

Das kleine Renaissanceschloß mit seinen arkadengesäumten Höfen zählt sicher zu einem der romantischsten Plätze im Salzkammergut. Erstmals erwähnt wurde der „Sitz am Weyr“ 1446. Der wohlproportionierte im Jahre 1596 errichtete Renaissancebau läßt noch einige spätgotische Merkmale des ursprünglichen Bauwerkes erkennen. Sehr schön sind die mit großem handwerklichem Können gestalteten Sgraffiti, welche alle Fensterlaibungen und Gesimse verzieren, sowie die vielen Kunstschmiede-Gitterkörbe, -Geländer und -Brunnenhauben. Herrlich auch viele Holz- und Stuckdecken und eine 400 Jahre alte Sonnenuhr samt Wappenfresken. Im Jahre 1621 erhob Kaiser Ferdinand II. Weyer zu einem freien Edelmannsitz. Die Schloßkapelle (für die der Kardinal und Fürstbischof von Passau, Johann Philipp von Lamberg, die Messeeseleniz ausstellte) ist ein besonderes Juwel – eine Stätte des Friedens und der Schönheit.

Das heute im Besitz der Familie von Komm.-Rat Otto und Renate Schober befindliche Schloß wurde in den Jahren 1981 bis 1983 äußerst sorgfältig restauriert. Zur Revitalisierung des kultur- und kunsthistorisch wertvollen Hauses wurde die „Galerie Schloß Weyer“ eingerichtet.

In den Ausstellungsräumen bieten sich Kunstkennern und vor allem Porzellanliebhabern gleich mehrere Attraktionen. Zum einen wird hier anhand von antiken und alten Original-Kunstwerken aus „weißem Gold“ die Entwicklung des Meissener Porzellans von den Anfängen im Jahre 1710 bis zur Gegenwart dokumentiert, zum anderen werden vom 23. November bis 21. Dezember 1996 in einer Sonderausstellung anlässlich des 300. Geburtstages von Johann Gregorius Höroldt – dem bedeutendsten Künstler aus Meissen und Erfinder der europäischen Porzellanmalerei – bisher noch nie außerhalb von Meissen gezeigte Höroldt-Kunstwerke gezeigt. Im Laufe der letzten drei Jahre wurden mehr als 30 repräsentative Höroldt-Originale weltweit von Sammlungen und Museen ausgeliehen und in einmaliger Weise nachgeformt und somit wieder verlebendigt. Diese Arbeiten waren eine Herausforderung, nicht nur für die besten Maler und Gestalter aus dem Hause Meissen, sondern auch für das Labor beim Nachvollzug alter Farbrezepturen. Dabei bestätigte sich einmal mehr: Die Manufaktur Meissen ist eine wahre Schatzkammer an schöpferischen Erfolgen, alten wohlbehüteten Originalformen und kostbaren Musterbüchern. Meissener Porzellan zählt zu jenen historischen Kulturgütern, welche in Formgebung und Bemalung auf uralte Traditionen zurückgreifen und bis heute, trotz Wandel der Zeit und der Kunstrichtungen, nichts von ihrer ursprünglichen Faszination eingebüßt haben. Für Besucher von Schloß Weyer in Gmunden am Traunsee noch ein kleiner Hinweis: Auch das berühmte Glockenspiel am Rathaus in Gmunden ist aus Porzellan (und nicht, wie fälschlicherweise oft vermutet, aus Gmündner Keramik) und stammt aus der Manufaktur Meissen. Eine Besonderheit dieser einmaligen Meissen-Ausstellung ist es auch, daß man nicht nur Kostbarkeiten zu sehen bekommt, welche ansonsten weltweit nur in den bedeutendsten Museen ausgestellt werden, sondern auch die Möglichkeit besteht, sehr schönes und seltenes Meissener Porzellan käuflich zu erwerben.

